

Der Deutsche Kulturpionier.

Vierteljahres-Zeitschrift der Deutschen
Kolonialschule Wilhelmshof. 20. Jahrgang.



Bücherei der
Wilhelmshof
Witzenhausen.

XVII 31

Herausgeber: Prof. E. A. Fabarius.

Schriftleiter: A. von Duisburg.

Inhalt:

Zeitgedicht. — Zur Einführung. — Nachrichten aus Wilhelmshof. —
Vergesst nicht! — Viehzucht in Nord-Kamerun. — Schafzucht in Pata-
gonien. — Ueber die Maultier- und Eselzucht in Spanien. — Arabische
Erinnerungen. — Aus Sumatra's vergangenen Tagen. — Das Deutsch-
tum in Sumatra. — Rizinus-Anbau in Südspanien. — Hydrographische
Beobachtungen im Tschadsee-Gebiet. — Briefe aus Südwestafrika. —
Bücherchau. — Anzeigen.

Witzenhausen a. d. Werra-Wilhelmshof im Dezember 1920.

Jahres-Bezugspreis 10 Mk.

Ausland 12 Mk.

XVII
31

Zeitgedicht. *)

Und schauen auch von Turm und Tore
Der Feinde Wappen jetzt herab,
Und rissen sie die deutschen Fahnen
Mit wüster Faust von Kreuz und Grab;

Und müßten wir nach diesen Tagen
Von Herd und Heimat bettelnd gehn, —
Wir wollen's nicht zu laut beklagen;
Mag, was da muß, mit uns geschehn!

Und wenn wir hilflos verderben,
Wo Keiner unsre Schmerzen kennt,
Wir lassen unsern spätesten Erben
Ein treu besiegelt Testament;

Denn kommen wird das frische Werde,
Das auch bei uns die Nacht besiegt,
Der Tag, wo diese deutsche Erde
Im Ring des großen Reiches liegt.

Ein Wehe nur und eine Schande
Wird bleiben, wenn die Nacht verschwand:
Daß in dem eignen Heimatlande
Der Feind die Bundes Helfer fand;

Nicht viele sind's und leicht zu kennen —
O, haltet ein! Ihr dürft sie nicht
In Mitleid, noch in Zorne nennen,
Nicht in Geschichte, noch Gedicht.

Laßt sie, wenn frei die Herzen klopfen,
Vergessen und verschollen sein,
Und mischet nicht die Wermutstropfen
In den bekränzten deutschen Wein!

Aus dem Gedichte: „Im Herbst 1850“ von Theodor Storm.

*) Deseffentlichen Nachrichten zufolge werden die Ueberwachungskommissionen des Feindbundes durch zahlreiche Anzeigen von würdelosen Deutschen gegen eigene Landsleute unterstützt.

Zur Einführung.

Mit dieser Ausgabe beschreitet der „Deutsche Kulturpionier“ neue Wege. Er will über seine bisherigen Grenzen hinausgehen und seinen Wirkungskreis erweitern. In Zukunft will er nicht bloß ein Nachrichtenblatt sein für innere Vorgänge der Kolonialschule und für ihren Kreis von Freunden und Gönnern, sondern er will der Allgemeinheit, besonders den deutschen Auslandsniederlassungen, nützliche Aufsätze bringen. Das Deutschtum im Auslande hat nach dem unglücklichen Ausgange des Krieges einen schweren Stand, vor allem die Anfänger unter den ins Ausland gehenden Deutschen. Gewiß fehlt es nicht an fördernden Zeitschriften und Veröffentlichungen, die ihnen raten, doch kann auf dem Gebiete der Auslandsaufklärung nicht genug geschehen, denn unser mangelhaftes Verständnis für die Auslandspsyche trägt einen nicht geringen Anteil der Schuld an unserem jetzigen Unglück.

Die Kolonialschule, die deutsche Hochschule für In- und Auslandsniederlassung, fühlt sich berufen, dank ihrer weitreichenden Beziehungen zum Auslande bei der Förderung unseres Auslandsverständnisses mitzuwirken. Ihre Zeitschrift, „Der deutsche Kulturpionier“, soll gleichzeitig ein Sammelpunkt der Stimmen und Meinungen Auslandsdeutscher sein. Der Meinungsaustausch soll sie untereinander und der Heimat näherbringen. Aber noch eins: die Erinnerung an die deutschen Kolonien soll gepflegt werden. Die Kolonialschule will eine der Führerrollen übernehmen, um den kolonialen Gedanken in der Erinnerung der Jugend Deutschlands nicht verblasen zu lassen.

Ein kleiner, auserlesener Teil dieses Jungdeutschlands befindet sich in der deutschen Kolonialschule, in der Kameradschaft Wilhelmshof. Sie, die auf schmalem Raum ein getreues Abbild der deutschen studierenden Jugend ist, gehört der deutschen Studentenschaft als Mitglied an. Entsprechend den neuen Rechten der Studierenden an Universitäten und staatlichen Hochschulen wurden in der deutschen Kolonialschule Anordnungen getroffen, die den Studierenden eine freie Selbstverwaltung gewährleisten. Das Drängen nach Selbstbestimmung hat gegenwärtig seinen Abschluß erreicht durch Einführung einer studentischen Verfassung für Wilhelmshof, in welcher den freiheitlichen Bestrebungen des studierenden Jungdeutschlands nach seinen eigenen Wünschen Rechnung getragen worden ist. Die deutsche Kolonialschule beweist damit, daß sie dem Ströme der Zeit folgt und nützliche Neuerungen des modernen Lebens erkennt und zu verwerten weiß. Doch bedeutet dies keinen Umsturz, nein, die Grundmauern und Pfeiler sind geblieben, das beweist das nachstehende Verzeichnis; nur die Innenform hat sich neueren Zeitströmungen angepaßt.

So lange die deutsche Kolonialschule Wilhelmshof bestehen wird, werden alle Mitglieder, gleichgültig, in welcher Eigenschaft sie tätig sind, getreu sein ihrem alten Wahlspruch:

„Mit Gott für Deutschlands Ehr’

Daheim und über’m Meer!“

Und dieser Spruch bleibt auch in Zukunft die Richtlinie des „Deutschen Kulturpioniers“ auf seinem neuen Wege!

Die Schriftleitung.

Nachrichten aus Wilhelmshof.

1. Kuratorium und Aufsichtsrat.

Kommerzienrat Erh. Aug. Scheidt, Fabrikbesitzer, Rettwig,
Vorsitzender.

Moriz Schanz, Chemnitz,
1. stellv. Vorsitzender.

Justizrat Dr. Paul Wesenfeld, Barmen,
2. stellv. Vorsitzender.

Geh. Rat Prof. Dr. André, Vertreter des Senates der Universität
Marburg.

Dr. Wilh. Arning, Stabsarzt a. D., Hannover.

Dr. Busse, Geh. Oberregierungsrat, Berlin.

F. F. Giffe, Kaufmann, Hamburg.

Dr. Groos, Konsistorialpräsident, Coblenz.

Geh. Kommerzienrat Th. Habenicht, Leipzig-Plagwitz.

Dr. R. Hindorf, Direktor, Charlottenburg.

Geh. Ober-Reg.-Rat Dr. Jung, Präsident des Reichswanderungs-
amtes Berlin.

Kammerherr von Reudell, Vorsitzender der Landwirtschafts-
kammer, Schloß Wolfsbrunn bei Schwebda.

Heinrich Koch, Direktor der Dresdner Bank, Filiale Cassel.

A. von Osterroth, Gutsbesitzer, Oberwesel-Coblenz.

Dr. R. Popp, Kaufmann, Coblenz.

Kontre-Admiral a. D. Strauch, Berlin, Vize-Präsident der
Deutschen Kolonialgesellschaft.

J. J. Warnholz, Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Bank und
Vorstand der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Charlottenburg.

Der Geschäftsführer:

Prof. C. A. Fabarius, Direktor, Wigenhausen.

2. Lehr- und Wirtschaftskräfte.

Allgemeine Verwaltung:

Direktor und Geschäftsführer: Professor G. A. Fabarius.

Vorsteher: Dr. Winter.

Kendant: F. Hohnfeldt.

Kanzlei: Fr. Rüdrieh.

Lehrlinge: G. Martin, L. Söder, H. Schmalz.

1. Unterricht:

Direktor Prof. Fabarius: Docent für Kolonialwirtschaft, Völkerkunde, Kultur- u. Kolonial-Geschichte, Erdkunde- u. s. w.

Dr. Peppler: Docent für Chemie, Botanik u. s. w.

Studiendirektor Dr. Schröter: Docent für Tierzucht u. Veterinärmedizin.

W. Feldmann: Docent für heimische und tropische Landwirtschaft, Geologie, Bodenlehre, Englisch.

Dr. Winter: Docent für Handelswissenschaften und Sprachen: Englisch.

Wiesenbaumeister Heimann: Lehrer für Kulturtechnik, Feldmessen und Planzeichnen.

L. Fechter: Dienstleiter.

Pfarrer Köhler: Dozent für Auswanderungs- und Siedlungs-politik, Deutschum im Ausland, Religionsgeschichte usw., Englisch, Bucherei.

Marine-Oberstabsarzt Dr. Buchinger: Dozent für Tropen-gesundheitslehre, Samariterkursus.

Geh. Justizrat Driessen: Docent für Rechtskunde und Lehrer für Holländisch.

Major v. Duisburg: Lehrer für Europäische Sprachen, Malayisch, Westafrikanische Sprachen; Archivar.

Untmann Dödt: Praktische landwirtschaftliche Vorführungen.

Fräulein G. Urban: Russisch.

Auswärtige Docenten und Lehrer mit Lehrauftrag:

Garteninspektor Bonstedt, Botanischer Garten, Göttingen:

Prof. Dr. Büsgen, Forstakademie Münden: Botanik der tropischen und subtropischen Wälder.

Diplom-Ing. Prof. Freisler, Kassel: Kolonialer Maschinenbau und koloniale Technik.

Forstassessor Hannemann, Direktorial-Assistent der Kgl. Forstakademie Münden.

Prof. D. Mirbt, Göttingen: Missionskunde.

Architekt Prof. Strehl, Kassel: Baukunde: Hoch- und Tiefbau mit Bauzeichnungen.

Präparator Heller, Göttingen: Uebungen im Präparieren.

2. Landwirtschaft:

Amtmann: Dodt.

Hofmeister: Stahlhut.

Hofmeister: Speck.

Wolkereiverwalter: Baumbach.

Oberschweizer: Gyger.

3. Gärtnerei:

Obergärtner Müller: Gewächshäuser und Anlagen.

Obergärtner Koepf: Gemüsebau und Treibbeete.

Obergärtner List: Baumschule, Obstgärten u. Weinberge.

Förster Einsiedel: Waldwirtschaft, Obstpflanzungen.

4. Werkstätten:

Sattlerlehremeister: Jäger.

Hofmaurer: Otto.

Hofstellmacher: Eisfeld.

Hofschreiner: Krether.

Hofschmied: Leunig.

5. Reitunterricht:

.....

6. Hauswirtschaft:

Hausdame: Fr. Bape.

Wirtschafterin: Fr. Zimmer.

Beschließerin: Fr. Heligé.

Kutscher: de Grootte.

Hausmeister: Rüdrieh.

Stubenfrauen: Gyger, Henning, Armstross,
Bleitner.

Hausdiener: Rohde, Appel, Bruch, Belmeden.

Nachtwächter: Thomas.

3. Verzeichnis der Studierenden im Sommersemester 1920.

- a. Name, b. Geburtsort u. -tag, c. Heimat, d. Bekenntnis, e. Bildung,
f. Eintritt.
1. a. Mshuth, Karl, b. Elbing 8. 7. 98, c. Elbing, d. evangl.
e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
 2. a. Arolt, Hugo, b. Gelsenkirchen 5. 10. 99, c. Gelsen-
kirchen, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 12. 5. 19.
 3. a. Bachus, Herbert, b. Schippenbeil (Ostpr.) 1. 12. 97,
c. Königsberg (Pr.), d. ref., e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19.
 4. a. Baumgartner, Max, b. Lörrach (Bad) 27. 9. 00,
c. Lörrach (Bad), d. kath., e. Realschule, f. 12. 5. 20.
 5. a. Baeumler, Wolfgang, b. Halberstadt 8. 12. 02,
c. Dresden, d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
 6. a. Beckmann, Heinz-Werner, b. Essen 7. 12. 01,
c. Essen, d. evangl., e. Reformgymnasium, f. 29. 4. 20.
 7. a. Beer, Hans, b. Holten 24. 1. 00, c. Hamborn, d. evangl.,
e. Realprogymnasium, f. 15. 1. 19.
 8. a. Beer, Paul, b. Holten 2. 4. 01, c. Hamborn, d. evangl.,
e. Realprogymnasium, f. 12. 5. 19.
 9. a. Blessinger, Kurt, b. Magdeburg 23. 5. 98, c. Elber-
feld, d. evangl., e. Realgymnasium, alt. Seeoffizier, f. 9. 1. 19.
 10. a. von Blücher, Niklot, b. Straßburg (Els.) 10. 8. 01.
c. Cassel, d. evangl., e. Progymnasium, f. 29. 4. 20. (Prakt.)
 11. a. Bölsch, Wilhelm, b. Lennep 6. 5. 98, c. Lennep,
d. evangl., e. Realprogymnasium, f. 9. 1. 19.
 12. a. Bölsch, Otto, b. Lennep 25. 4. 00, c. Lennep, d. evangl.,
e. Realprogymnasium, f. 29. 4. 20.
 13. a. Bongartz, Hermann, b. Crefeld 17. 3. 01, c. Crefeld,
d. kath., e. Realgymnasium, f. 15. 4. 18.
 14. a. Borchers, Siegfried, b. Warburg 21. 7. 96, c. Neun-
kirchen, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 29. 4. 20.
 15. a. Brande, Arthur, b. Hof Bülow (Medlbg.) 1. 2. 02,
c. Hof Bülow, d. evangl., e. Kadettenanstalt, f. 12. 5. 19.
 16. a. Busse, Ernst, b. Santiago (Chile) 17. 9. 00, c. Blanken-
nese-Dockenhuden, d. evangl., e. Realschule, f. 9. 1. 19.
 17. a. Caesar, Heinrich, b. Bremen 15. 9. 00, c. Bremen,
d. evangl., e. Realgymnasium, f. 25. 4. 18.
 18. a. Dannemann, Fritz, b. Bahia (Brasilien) 15. 6. 00,
c. Freiburg (Breisg.), d. evangl., e. Oberrealschule, f. 29. 4. 20.
 19. a. Darre, Walter, b. Buenos-Aires (Argentinien) 14. 7.
95, c. Wiesbaden, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 30. 4. 14.
 20. a. Eckert, Friedrich, b. Hamburg 22. 8. 99, c. Berlin-
Friedenau, d. kath., e. Oberrealschule, f. 29. 4. 20.
 21. a. von Egidy, Ralph, b. Dresden 23. 11. 01, c. Dresden,
d. evangl., e. Kadettenanstalt, f. 15. 10. 19. (Prakt.).

22. a. Fechter, Ludwig, b. Ansbach 12. 4. 98, c. Ansbach, d. evangl., e. Realschule, f. 4. 10. 15.
23. a. Ferger, Fritz, b. Marienberg 22. 6. 01, d. Marienberg, d. evangl., e. Realschule, f. 15. 10. 19. (Prakt.).
24. a. Fick, Ingeborg, b. Zürich (Schweiz) 27. 6. 93, c. Herrsching (Ammersee), d. evangl., e. Mädchengymnasium, f. 17. 6. 18.
25. Fick, Michael, b. Gut Wolfslehel 29. 9. 98, c. Bilsed (Bay.), d. kath., e. Landwirtschaftsschule, f. 18. 7. 19.
26. a. Friedrich, Helmut, b. Solingen 21. 9. 01, c. Solingen, d. evangl., e. Reform=Realgymnasium, f. 9. 1. 19.
27. a. Fuchs, Walther, b. Merzig (Saar) 14. 7. 00, c. Merzig (Saar), d. kath., e. Oberrealschule, f. 11. 1. 19.
28. a. Fuchs, Wilhelm, b. Mannheim 1. 9. 98, c. Mannheim, d. evangl., e. Gymnasium, f. 29. 4. 20.
29. a. Giese, Ernst, b. Mettmann 2. 2. 97, c. Kaiserswerth, d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
30. a. Glaesemer, Hans=Joachim, b. Nienberg 11. 8. 00, c. Hirschberg, d. evangl., e. Kadettenanstalt, f. 29. 1. 19.
31. a. Gleisberg, Erich, b. Leipzig 4. 5. 02, c. Leipzig, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 12. 5. 19.
32. a. Gmelin, Konrad, b. Boldixum=Föhr 23. 12. 98, c. Boldixum, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 15. 10. 19.
33. a. Goebel, Werner, b. Elberfeld 14. 4. 02, c. Elberfeld, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 20. (Prakt.).
34. a. Gocht, Gerhard, b. Obercunnersdorf (Sachs.) 27. 12. 02, c. Obercunnersdorf, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 20. (Prakt.).
35. a. Greßer, Wilhelm, b. Lima (Peru) 20. 9. 01, c. Hannover, d. prot., e. Reform=Realgymnasium, f. 12. 5. 20.
36. a. Grote, Wilhelm, b. Norderney 26. 2. 00, c. Münster (Westf.), d. evangl., e. Oberrealschule, f. 12. 5. 19.
37. a. Haedel, Rudolf, b. Straßburg (Els.) 3. 1. 01, c. Berlin, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 20. (Prakt.).
38. a. Hager, Paul, b. Lennep 3. 4. 96, c. Lennep, d. evang., e. Realgymnasium, f. 9. 1. 19.
39. a. Hahner, Otto, b. Worms 30. 7. 99, c. Duisburg, d. kath., e. Realgymnasium, f. 12. 5. 19.
40. a. Hallrock, Martin, b. Hillegossen, 9. 11. 00, c. Bad Salzungen, d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
41. a. Hammer, Otto, b. Hannover 5. 10. 92, c. Hannover, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 12. 5. 19.
42. a. Hartenstein, Robert, b. Altenstadt (Württbg.) 15. 10. 98, c. Elbing, d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
43. a. Hartenstein, Eugen, b. Altenstadt (Württbg.) 3. 3. 01, c. Elbing, d. evangl., e. Realschule, f. 12. 5. 19.
44. Hartmann, Walther, b. Frankfurt (M.) 20. 5. 01, c. Egelsbach, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 11. 2. 19.

45. a. Gase, Alexandra, b. Leipzig 14. 4. 00, c. Leipzig, d. evangl., e. Studienanstalt, f. 12. 5. 19.
46. a. Gase, Marie Louise, b. Leipzig 19. 5. 01, c. Leipzig, d. evangl., e. Studienanstalt, f. 29. 4. 20. (Prakt.).
47. a. Helmer, Theodor, b. Sonderburg (Alsen) 1. 2. 97, c. Sonderburg, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 15. 10. 19.
48. a. Hemmerich, Franz, b. Siegen 6. 2. 00, c. Frankfurt (M.), d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
49. a. Henke, Rudolf, b. Braunschweig 12. 2. 99, c. Heidelberg, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 20.
50. a. Herz, Rudolf, b. Weilburg 25. 6. 01, c. Weilburg, d. evangl., e. Landwirtschaftsschule, f. 29. 4. 20. (Prakt.).
51. a. Heß, Eduard, b. Darmstadt 14. 8. 97, c. Darmstadt, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 12. 5. 19.
52. a. Hille, Heinrich, b. Niesenbeck 20. 9. 97, c. Hörstel (Westf.), d. evangl., e. Gymnasium, f. 9. 1. 19.
53. a. Hintmann, Richard, b. Ikehoe i. Holst. 30. 12. 95, c. Ikehoe, d. evangl., e. Realgymnasium Universität, f. 31. 1. 19.
54. a. Hommel, Hans, b. Leipzig 11. 11. 00, c. Leipzig, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19.
55. a. Horn, Werner, b. Hannover 8. 6. 03, c. Bad Harzburg, d. evangl., e. Mittelschule, f. 29. 4. 20. (Prakt.).
56. a. Hüdde, Wilhelm, b. Gelsenkirchen 2. 7. 04, c. Gelsenkirchen, d. fath., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 19. (Prakt.).
57. a. Illert, Wilhelm, b. Darmstadt 31. 12. 00, c. Darmstadt, d. evangl., e. Gymnasium, f. 9. 1. 19.
58. a. Janert, Heinz, b. Prötuls 18. 11. 97, c. Königsberg (Pr.), d. evangl., e. Hauptkadettenanstalt, f. 15. 10. 19.
59. a. Kaufsche, Gustav = Adolf, b. Braunschweig 20. 5. 01, c. Braunschweig, d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
60. a. Keller, Hans, b. Stolberg 18. 10. 98, c. Coblenz, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19.
61. a. Kilian, Hans, b. Hilzingen 4. 2. 99, c. Karlsruhe (Baden.), d. evangl., e. Realschule, f. 21. 8. 16.
62. a. Knönagel, Walther, b. Magdeburg 5. 3. 98, c. Magdeburg, d. evangl. e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19.
63. a. Köster, Ralph, b. Bremen 12. 12. 00, c. Bremen, d. evangl. e. Realschule, f. 9. 1. 19.
64. a. Kuhlhammer, Fritz, b. Heidelberg 2. 12. 97, c. Heidelberg, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 9. 1. 19.
65. a. Kreßschmar, Hermann, b. Hannover. 4. 2. 02, c. Lübeck, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19. (Prakt.)
66. a. Lanzius = Beninga, Volkmar, b. Cassel 23. 2. 95, c. Cassel, d. evangl. e. Realgymnasium, f. 30. 4. 14.
67. a. von Larisch, Hans, b. Jonsdorf 16. 3. 91, c. Dresden, d. evangl., e. alt. Hauptmann, f. 12. 5. 19.

68. a. Lenze, Max, b. Böllingen 28. 5. 98, c. Böllingen
d. evangl., e. Gymnasium, f. 29. 4. 20.
69. a. Leonhardt, Rudolf, b. Leisnig 20. 7. 02, c. Chemnitz,
d. evangl., e. Realgymnasium, f. 12. 5. 19.
70. a. Lesser, Alfred, b. Schmalkalden 17. 3. 01, c. Grefeld,
d. evangl., e. Realgymnasium, f. 9. 1. 20.
71. a. Pöhner, Hans, b. Cannstatt 16. 8. 98, c. Cannstatt,
d. evangl., e. Oberrealschule, f. 6. 2. 19.
72. a. Meuren, Anton, b. Köln-Kalk 13. 9. 97, c. Köln-Kalk,
d. fath., e. Mittelschule, Handelsschule, f. 21. 2. 19.
73. a. Mittelnießhaus, Ernst, b. Recklinghausen 17. 1. 00,
c. Recklinghausen, d. fath., e. Gymnasium, f. 25. 7. 19, (Gast-
hörer).
74. a. Müller, Erich, b. Guben 27. 3. 93, c. Guben, d. evangl.,
e. Gymnasium, Universität, f. 12. 5. 19.
75. a. Müller, Fritz, b. Münchehof/Mark 4. 12. 96, c. Subolz-
Mark, d. evangl., e. Sum. Gymnasium, f. 29. 4. 20.
76. a. Müller, Karl-Heinz, b. Thale Harz 9. 9. 99, c. Thale-
Harz, d. evangl., e. Gymnasium, f. 26. 4. 20.
77. a. Mummenhoff, Wolfgang, b. Nürnberg 27. 5. 01,
c. Nürnberg, d. fath., e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19. (Prakt.)
78. a. Mylord, Erich, b. Seltau 14. 10. 97, c. Wandsbeck,
d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
79. a. Niethé, Werner, b. Schwelm 17. 3. 96, c. Goslar-
Harz, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 12. 5. 19.
80. a. Nizedorf, Oswald, b. Stettin 6. 6. 02, c. Bremen,
d. evangl. e. Realgymnasium, f. 15. 2. 19.
81. a. Oldenbourg, Rupprecht, b. Leisnig, 5. 6. 01, c. Mün-
chen, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 29. 4. 20. (Prakt.)
82. a. Ohlhorst, Werner, b. Cassel 6. 7. 00, c. Bremen,
d. evangl., e. Realgymnasium, f. 15. 2. 19.
83. a. Otte, Martin, b. Gisleben 23. 6. 02, c. Jkehoe (Hollst.),
d. evangl., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 20.
84. a. Paech, Wilhelm, b. Frankfurt/Main, 13. 1. 00, c. Darm-
stadt, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 29. 4. 20
85. a. de Vere Peratoner, Julius, b. Paris 28. 6. 02
c. Frankfurt/M., d. evangl., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 20.
(Prakt.)
86. a. Perlbach, Paul, b. Leipzig 30. 1. 99, c. Borna/Leipzig,
d. evangl., e. Realgymnasium, f. 5. 2. 19.
87. a. Philippi, Wilhelm, b. Managaez (Insel Porto Rico)
16. 1. 98, c. Stettin, d. evangl., e. Realschule f. 15. 10. 19.
88. a. Poll, Ernst, b. Hannover 11. 6. 95, c. Bückeburg,
d. evangl., e. Klosterschule, f. 12. 5. 19.
89. a. von Prince, Passo, b. Saffarani (D. D. M.) 4. 8. 02,
c. Saffarani (D. D. M.) d. evangl., e. Kadettenkorps, f. 12. 5. 19.
90. a. Prinz, Herbert, b. Hemer (W.) 25. 5. 01, c. Hemer
(W.), d. evangl. e. Gymnasium, f. 14. 6. 19. (Gasthörer).

91. a. Ramke, Hans, b. Rautheim 9. 10. 00, c. Rautheim, d. evangl., e. Gymnasium, f. 12. 5. 19.
92. a. von Redow, Walter, b. Mannheim 24. 4. 99, c. Mannheim, d. evangl., e. Realschule, f. 29. 4. 20.
93. a. Reich, Helmuth, b. Bromberg 8. 5. 01, c. Langensfeld, d. evangl., e. Kadettenanstalt, f. 9. 1. 19.
94. a. Reinhardt, Otto, b. Loschwitz 10. 2. 94, c. Dresden, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19.
95. a. Rübli, Adalbert, b. München 30. 8. 03, c. Darmstadt, d. evangl., e. Priv.-Oberrealschule, f. 29. 4. 20. (Prakt.)
96. a. Scherbening, Joachim=Heinrich, b. Charlottenburg 9. 3. 02, c. Cassel, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 29. 4. 20. (Prakt.)
97. a. Schiffner, Walther, b. Dresden 14. 11. 99, c. Dresden, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 12. 5. 19.
98. a. Schlegtendal, Helmuth, b. Dyckhausen 11. 12. 99, c. Bad Salzungen, d. evangl., e. Gymnasium, f. 9. 1. 19.
99. a. Schmid, Eugen, b. Frankfurt (Main) 8. 4. 01, c. Frankfurt (Main), d. evangl., e. Oberrealschule, f. 15. 10. 19.
100. a. Schoenstedt, Walther, b. El Perrenit (Guatemala) 20. 4. 02, c. Gehlsdorf, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 15. 10. 19. (Prakt.)
101. a. Schulze, Fritz, b. Liegnitz 13. 5. 97, c. Frankfurt/M., d. evangl., e. Realgymnasium, f. 12. 5. 19.
102. a. Schulze, Otto, b. Spandau 17. 3. 99, c. Spandau, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 12. 5. 19.
103. a. Schwarz, Edgur, b. Hamburg 22. 1. 00, c. Hamburg, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 9. 1. 19.
104. a. Schwarz, Herbert, b. Annaberg 4. 8. 00, c. Annaberg, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 13. 1. 19.
105. a. Sittig, Lothar, b. Frankfurt/M. 19. 4. 02, c. Frankfurt/M., d. evangl., e. Realgymnasium, f. 20. 7. 19.
106. a. Stadler, Franz, b. Bremen 16. 5. 03, c. Bremen, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 19. 5. 20. (Prakt.)
107. a. vom Stein, Gustav Adolf, b. Düsseldorf 15. 12. 98, c. Düsseldorf, d. evangl., e. Reform-Gymnasium, f. 15. 1. 19.
108. a. Stenzler, Friedrich, b. Leipzig, 30. 12. 00, c. Leipzig, d. evangl., e. Priv.-Realschule, f. 9. 1. 19.
109. a. Sträter, Wilhelm, b. Aplerbeck 5. 4. 02, c. Aplerbeck, d. evangl., e. Realgymnasium, f. 29. 4. 20. (Prakt.)
110. a. Tempel, Otto, b. Zittau 5. 11. 94, c. Zittau, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 21. 10. 13.
111. a. Tost, Wolfram, b. Rivini (Brit. Ostaf.) 10. 11. 01, c. Berlin, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 29. 4. 20 (Prakt.)
112. a. Treutler, Wolfhard, b. Guben 8. 11. 95, c. Schmiedeburg, d. evangl., e. Gymnasium, f. 28. 1. 19.
113. a. Ufer, Heinrich, b. Landau 16. 11. 96, c. Landau (Pfalz), d. evangl., e. Realschule, f. 21. 10. 13.

114. a. Voelfel, Theodor, b. Algringen (Lothr.) 7. 12. 96,
c. Darmstadt, d. evangl., e. Gymnasium, f. 9. 1. 19.
115. a. Voigt, Erich, b. Freiberg/S. 28. 11. 95, c. Freiberg/S.,
d. evangl., e. Realgymnasium, f. 9. 1. 19.
116. a. Wagner, Rudolf, b. Dresden 27. 9. 97, c. Dresden,
d. evangl., e. Priv.-Realschule, f. 15. 10. 19.
117. a. Weber, Erich, b. Hermeskeil 21. 4. 01, c. Hermeskeil,
d. evangl., e. Pädagogium, f. 15. 10. 19. (Prakt.)
118. a. Weidert, Wilhelm, b. Hanau 7. 3. 02, c. Hanau,
d. evangl., e. Oberrealschule, f. 12. 5. 19.
119. a. Welk, Viktor, b. Moskau (Rußl.), 24. 2. 93. c. Eckner=
Berlin, d. evangl., e. Mittelschule. f. 29. 4. 20.
120. a. Werner, Fritz, b. Rathen/Elbe 11. 3. 95, c. Rathen,
d. evangl. e. Realschule, f. 12. 5. 19.
121. a. Werner, Walter, b. Weklar 10. 2. 03, c. Waldau=
Cassel, d. evangl., e. Hum. Gymnasium, f. 29. 4. 20. (Prakt.)
122. a. Wettstein, Heinz, b. St. Jean (Frankreich) 22. 4. 99.
c. Mannheim, d. evangl., e. Hum. Gymnasium, f. 29. 4. 20.
123. a. Witthoefft, Peter=Ernst, b. Hamburg 19. 9. 01, c. Ham=
burg, d. evangl., e. Oberrealschule, f. 25. 10. 19. (Prakt.)
124. a. Wunderlich, Fritz, b. Leipzig-E. 30. 11. 02, c. Groß=
Bieland, d. evangl., e. Realschule, f. 15. 10. 19. (Prakt.)
125. a. Zimmermann, Fritz, b. Cannewitz 8. 5. 96, c. Regis,
d. evangl., e. Gymnasium, f. 21. 10. 13.
126. a. Zurborn, Otto, b. Rütterscheid 18. 9. 99, c. Essen,
d. kath., e. Reformschule, f. 10. 4. 17.

*

*

*

Die Diplom-Prüfung am Schluß des Sommer-Semesters 1920
haben bestanden:

- Herr Kurt Blessinger aus Elbersfeld
" Wilhelm Bölsch aus Lennep,
" Ludwig Fechter aus Ansbach,
Fräulein Ingeborg Fick aus Schonungen,
Herr Paul Hager, aus Lennep,
" Heinrich Hille aus Hörstel,
" Richard Hintmann aus Ikehoe,
" Hans Kilian aus Karlsruhe,
" Fritz Kohlhammer aus Heidelberg,
" Hans Löhner aus Cannstatt,
" Paul Perlbach aus Borna,
" Hellmuth Schlegteudal aus Bad-Salzungen,
" Gustav-Adolf vom Stein aus Düsseldorf,
" Wolffhard Treutler aus Schmiedeberg,
" Heinrich Ufer aus Landau (Pfalz),
" Theodor Voelfel aus Darmstadt,
" Erich Voigt aus Freiberg,
" Fritz Zimmermann aus Regis.

4. Gedenkblätter.

Seit der letzten Ausgabe unseres Nachrichtenheftes sind wieder der langen Reihe abgestorbener Kameraden und Freunde neue Namen anzufügen.

Noch immer scheint nicht die Liste derer geschlossen zu sein, die unmittelbar als Heldenopfer im Kampf für unseres Volks und Vaterlandes Sein und Zukunft ihr Leben dahingegeben haben. Schon rückt von den etwa 400 Kriegstreibern aus unserem Kreise die Zahl der Gefallenen an die 100 heran. Die Ehrentafel unserer Gedächtnisnummer bedarf darum weiterer Ergänzung durch einen Nachtrag, den wir zur gegebenen Zeit bringen werden und zu dem wir um die Mitwirkung Aller bitten, die uns dazu dienliche Angaben machen können. Ihr Gedächtnis sei zunächst hier festgehalten:

Es starben für ihr heißgeliebtes Vaterland:

Bernhard Fliet, geb. 18. Januar 1892 zu Waldbroel, Kolonialschüler von April 1909 bis Juli 1910, gestorben 12. Oktober 1914.

Freiherr Hermann von Nordeck zur Rabenau, geb. 12. November 1879 zu Gießen, Kolonialschüler von April 1902 bis Dezember 1903, gestorben 17. Dezember 1916.

Kurt Schlieder, geb. 16. Februar 1889 zu Leipzig, Kolonialschüler von April 1907 bis August 1907, gefallen 8. Oktober 1918.

Wilhelm von Luga, geb. 11. September 1900 zu Rabillen (Sturland), Kolonialschüler von April 1918 bis Februar 1919, gefallen 4. Januar 1920.

Hellmuth Seyring, geb. 17. März 1900 zu Dresden, Kolonialschüler von Januar 1919 bis September 1919, gestorben 7. Mai 1920.

Auch für sie gilt das schöne Wort:

„Dulce et decorum est pro patria mori!“

Weiter haben wir die schmerzliche Pflicht den Heimgang zu vermelden von:

Wilhelm vom Stein, geb. 7. Februar 1896 zu Düsseldorf, Kolonialschüler von Januar 1919 bis September 1919, gestorben 8. Mai 1920.

Ein feinsinniger Mensch, eine anima condida so war er uns sonderlich lieb und wert, — auch sein Tod ein Opfer der Schwere dieser Zeit. *Have pia anima!*

Lothar Wildt, geb. 12. November 1883 zu Posen, Kolonialschüler von Oktober 1903 bis April 1905, gestorben August 1920.

Einer unserer treuesten und, trotz vielen körperlichen wie seelischen Ungemachs, tüchtigsten Kameraden draußen. Schon bei seinem letzten Urlaub hier in der Heimat vor dem Kriege lagerte ein Schatten über seinem Sein, den die düsteren Folgen unserer Niederlage daheim und draußen ihm gewißlich nicht lichten konnte. Umso weher empfinden wir das Geschick dieses ringenden Kämpfers. In treuem Gedenken rufen wir ihm über das ferne Grab in afrikanischer und doch deutscher, durch deutsche Arbeit erschlossenen, Erde nach:

„Ehre seinem Angedenken!“



Heinrich Koch

geboren 7. Januar 1857,
gestorben 9. August 1920.

Unerwartet schnell ist der treue Mann und Wächter dahingeshieden. Schwer hat er im Leben mit seiner Mühe und Arbeit zu tragen gehabt, — aber unverzagt und ungebrochenen Mutes, voll schlichten Gottvertrauens und guten deutschen Sinnes ging er seines Weges. Pflichttreue kennzeichnete ihn, die auch in Gebrechlichkeit und Schmerzen ihn nicht müde werden ließ, seinen Dienst zu tun. Ihm, der so oft gewacht, damit wir ruhig schlafen konnten oder mit seinem stillen kleinen Lämpchen uns geleitete, damit wir nach unserm Behagen allzeit Eingang fanden, — sei beschieden, was er hier so wenig fand:

„Er ruhe in Frieden
und das ewige Licht leuchte ihm!“



Bergeffet nicht!

Es handelt sich um unseren kolonialen Besitz! Vermeidet den Schein, als wenn in den breiten Schichten unseres Volkes eine Gleichgültigkeit Platz gegriffen hätte in Bezug auf die koloniale Frage! Meinest nicht, daß wir zunächst wichtigere Fragen zu erledigen hätten! Es gibt keine wichtigeren als diese. Sollen wir uns mit der Fortnahme unserer Kolonien zufrieden geben? Wer sich nicht bewußt sein will, daß Deutschland ohne Kolonien, ohne überseeischen Besitz für alle Zeiten seine ihm gebührende Stellung als Volk, als Staat aufgeben muß, der begeht Verrat an seinem Stamme. Gerade nach dem Gewaltfrieden von Versailles hat Deutschland Kolonien notwendig. Dort ist ihm die einzige Möglichkeit gegeben, sich die Produkte zu verschaffen, die es zum Leben gebraucht, ohne verarmen zu müssen durch teure Ankäufe im Auslande. Dort ist gutes Land für seinen Volksüberschuß! Man entgegne nicht, daß vor dem Kriege der Nutzen der Kolonien in dieser Hinsicht gering gewesen sei. Einzig und allein an dem mangelnden Verständnis besserer Volksschichten hat es gelegen, daß unsere Kolonien sich nicht schneller entwickelten, um von größerem Nutzen zu sein. Daß dieses mangelnde Verständnis im Volke vorhanden war, hatte zwar seine Erklärung infolge der Entwicklung hoher Werte in der Heimat, durch welche die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit in Anspruch genommen wurde, ein Entschuldigungsgrund für das ungenügende koloniale Interesse ist es nicht.

Wie stark zeigt sich das zähe Festhalten an kolonialen Rechten bei anderen Völkern! Man gehe nach Spanien, dorthin, wo ein hoher Prozentsatz der einfachen Landbevölkerung weder lesen noch schreiben kann. Bringt man das Gespräch auf den verlorengegangenen Kolonialbesitz, nennt man Cuba oder die Philippinen, dann erfährt jeden einzelnen, gleichgültig, zu welcher Partei er gehört, ein gerechter Born. Man gehe nach Nordafrika! Dort kann man Familien arabischen Stammes finden, in welchem durch Ueberlieferung die Rechtsansprüche auf Landbesitz in Spanien vertreten werden, obwohl über vier Jahrhunderte vergangen sind, als der letzte Araber europäischen Boden verließ. Sie pochen auf ihr Recht, denn mehr als 700 Jahre waren sie die Beherrscher weiter Gebiete Spaniens; sie erwarben nach ihrer Meinung durch die Zeit geheiligte Rechte, obwohl sie ursprünglich selbst als Eroberer gekommen waren. Mit bewunderungswürdiger Zähigkeit heben sie Besitzurkunden auf, die ihnen zur Zeit der arabischen Herrschaft verliehen wurden. Es wird ihre Zeit wiederkommen, denken sie, und mit dieser Hoffnung stirbt ein Geschlecht nach dem anderen, der Gedanke aber lebt fort!

Lassen wir uns nicht durch andere Völker beschämen! Koloniale Interessenlosigkeit ist ein Zeichen politischer Kurzsichtigkeit. Wer Anspruch erhebt, nationale Politik zu treiben, um für kommende Geschlechter die Wege zu ebnen, der gedenke unserer früheren kolonialen Besitzungen. Seien wir nicht lässig, und vertreten wir mit genügendem Nachdruck unsere Ansprüche! nicht nur deshalb, weil wir ein Recht dazu besitzen, sondern auch weil wir die Pflicht haben, für die Zukunft der Generationen, für die Zukunft der deutschen Nation einen Weg zu bahnen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: Sehen wir den Verlust unserer früheren Kolonien voller Gleichmut als unabänderliche Tatsache an, und geben wir uns damit zufrieden, dann haben wir selbst das Siegel auf unseren Unter-
gang gesetzt.

Erfreulicherweise vertritt die gegenwärtige Regierung unsere kolonialen Ansprüche, soweit sie sich aus dem Frieden von Versailles herleiten lassen; auch regen sich die alten kolonialen Kreise; damit ist's aber nicht genug. Der Gedanke der Notwendigkeit und des Unrechts auf unseren kolonialen Besitz muß Allgemeingut aller Kreise des Volkes werden, gleichgültig, welcher Partei man angehört. Der koloniale Gedanke muß die Parteien einig finden, denn es geht um Deutschlands Zukunft für alle Zeiten! Jeder muß durchdrungen sein von seiner Bedeutung für das Sein oder Nichtsein unseres Volkes. Lasset nicht künftige Geschlechter von uns sagen:
Gewogen und zu leicht befunden!

A. von Duisburg.

Viehucht in Nordkamerun (Ngaundere)

von Dr. Büttmann-Dülmen.

Bekanntlich gliedert sich unser ehemaliges Schutzgebiet Kamerun geographisch in den Urwaldgürtel der Küste, das Grasland und die Steppe. Die beiden ersteren sind in der Hauptsache von Vantu-Völkern bewohnt, die Steppe dagegen ausschließlich von Sudanvölkern, von denen die mohammedanischen Fulbe als die zuletzt von Aegypten her nachgedrungene Völkerwelle das Herrenvolk gegenüber den von ihnen unterworfenen Heiden bilden. Einer ihrer vorgeschobenen Posten ist Stadt und Bezirk Ngaundere. Die Stadt Ngaundere, von Wall und Graben umgeben, hat etwa 10 000 Einwohner, neben den zahlreichen Sklaven Fulbe, Haussahs und Kanuris, sie liegt auf dem gleichnamigen Hochland nahe an der Wina, von zahlreichen Tafelbergen prächtig umrahmt. Der Bezirk Ngaundere unterstand vor unserer Besitzergreifung als Lamidat dem Emir von Zola und gehörte mit diesem zu dem großen Fulbe-Kaiserreich Sokoto. Seit

Lassen wir uns nicht durch andere Völker beschämen! Koloniale Interessenlosigkeit ist ein Zeichen politischer Kurzsichtigkeit. Wer Anspruch erhebt, nationale Politik zu treiben, um für kommende Geschlechter die Wege zu ebnen, der gedenke unserer früheren kolonialen Besitzungen. Seien wir nicht lässig, und vertreten wir mit genügendem Nachdruck unsere Ansprüche! nicht nur deshalb, weil wir ein Recht dazu besitzen, sondern auch weil wir die Pflicht haben, für die Zukunft der Generationen, für die Zukunft der deutschen Nation einen Weg zu bahnen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt: Sehen wir den Verlust unserer früheren Kolonien voller Gleichmut als unabänderliche Tatsache an, und geben wir uns damit zufrieden, dann haben wir selbst das Siegel auf unseren Unter-
gang gesetzt.

Erfreulicherweise vertritt die gegenwärtige Regierung unsere kolonialen Ansprüche, soweit sie sich aus dem Frieden von Versailles herleiten lassen; auch regen sich die alten kolonialen Kreise; damit ist's aber nicht genug. Der Gedanke der Notwendigkeit und des Unrechts auf unseren kolonialen Besitz muß Allgemeingut aller Kreise des Volkes werden, gleichgültig, welcher Partei man angehört. Der koloniale Gedanke muß die Parteien einig finden, denn es geht um Deutschlands Zukunft für alle Zeiten! Jeder muß durchdrungen sein von seiner Bedeutung für das Sein oder Nichtsein unseres Volkes. Lasset nicht künftige Geschlechter von uns sagen:
Gewogen und zu leicht befunden!

A. von Duisburg.

Viehzucht in Nordkamerun (Ngaundere)

von Dr. Büttmann-Dülmen.

Bekanntlich gliedert sich unser ehemaliges Schutzgebiet Kamerun geographisch in den Urwaldgürtel der Küste, das Grasland und die Steppe. Die beiden ersteren sind in der Hauptsache von Vantu-Völkern bewohnt, die Steppe dagegen ausschließlich von Sudanvölkern, von denen die mohammedanischen Fulbe als die zuletzt von Aegypten her nachgedrungene Völkerwelle das Herrenvolk gegenüber den von ihnen unterworfenen Heiden bilden. Einer ihrer vorgeschobenen Posten ist Stadt und Bezirk Ngaundere. Die Stadt Ngaundere, von Wall und Graben umgeben, hat etwa 10 000 Einwohner, neben den zahlreichen Sklaven Fulbe, Haussa's und Kanuris, sie liegt auf dem gleichnamigen Hochland nahe an der Wina, von zahlreichen Tafelbergen prächtig umrahmt. Der Bezirk Ngaundere unterstand vor unserer Besitzergreifung als Lamidat dem Emir von Zola und gehörte mit diesem zu dem großen Fulbe-Kaiserreich Sokoto. Seit

1912 deutsche Residentur hatte er einen Umfang von 40 000 □ km. Die Fulbe sind ein ausgezeichnetes Hirtenvolk, dessen Stolz seine Pferde und vor allem seine Rinderherden bilden.

Die kurz vor dem Kriege abgehaltene Viehzählung ergab im Bezirk Ngaundere einen Bestand von 10 000 Pferden, *) 150 000 Rindern*) und 15 000 Stück Kleinvieh**) (Schafe u. Ziegen.) Dem Pferde verdankt der Fullah Sieg und Herrschaft und dementsprechend hält und pflegt er seinen Kampsgenossen. Er benutzt es ausschließlich als Reittier. Die Pferde sind recht ungleichwertige Tiere mit viel Berber Blut. Die durchschnittliche Höhe beträgt 1,60 Meter. Zuchtstuten werden besonders hoch geschätzt. Das Gebrauchspferd ist der Hengst, der möglichst üppig gefüttert und übermütig gehalten wird. Kastration wird bei Pferden nicht geübt. Hufbeschlag ist unbekannt. Die Pferde werden im Stall gehalten, statt der Halfter gebraucht man dort Fußfesseln. Die Fütterung besteht in Hirse und Gras. Neu wird nicht geerntet oder doch nur in geringem Umfang von dem Grün der Erdnüsse. Bezahlt wird ein Pferd mit 8—20 Rindern. Zur Aufzäumung dient die arabische Kandare, ein Plattengebiß von äußerst grausamer Wirkung und der Haussah-Sattel, ein kastenartiges Gebilde mit hoher Rücklehne, der leicht schwere Druckschäden hervorruft. Primitive Sporen (Lederriemen von einem Dorn durchbohrt) werden an die Fersen geschnallt. Bei festlichen Gelegenheiten wird diese Ausrüstung durch reichen Schmuck vervollständigt. Die Pferde in Wattepanzern, die Sättel mit farbenbunten Decken belegt, das Lederzeug mit reichem Silber behangen, hat man ein Bild, das mit Wettrennen, Turnieren und geschlossenen Attacken lebhaft an unser Mittelalter erinnert.

Neben dem bodenständigen Fullahpferd trifft man im Ngaundere-Bezirk häufig einen ausgezeichneten Pony, den sogen. Laffa-Pony. Die Haussah, die in Kamerun dieselbe Rolle spielen wie hierzulande die Juden und in Ostafrika die Inder, halten außerdem zum Tragen ihrer Lasten Esel, kleine, sehr leistungsfähige, ausdauernde Tiere.

Im Gegensatz zu der Stallhaltung der Pferde werden die Rinder ausschließlich auf der Weide gehalten, und Weide ist dort alles, von dem wenigen abgesehen, was in nächster Nähe der Dörfer bebaut ist. Die Landschaft bietet etwa das Bild eines schlecht gepflegten Bauernobstgartens mit vielen verküppelten Pflaumenbäumen. Auf der Höhe der Trockenheit, also im Dezember, Januar, wird alljährlich das inzwischen trocken gewordene, etwa 1 Meter lange Gras angezündet. Das Gras sprießt alsbald wieder aus den Wurzeln hoch, die Waldbildung wird dadurch aber verhindert. Infolgedessen hat man von März bis August überall gutes Futter in Fülle, in den anderen Monaten aber verholzt das Gras mehr und mehr und dann ist der Hirte gezwungen, die Höhen aufzusuchen, wo dieser Prozeß langsamer vor sich geht und auch die Ungezieferplage vor

*) etwa ein Fünftel)
 **) " ein Hundertstel) des Gesamtbestandes in Kamerun.

allen Zwecken nicht so groß ist als in den Tälern. Im übrigen haben die dortigen Rinder, ausschließlich Zebus, in ihrem Buckel ein Fettreservoir, das bedeutend dazu beiträgt, über die schlechten Zeiten hinwegzukommen. Das Füllahrind hat etwa 125 cm Widerristhöhe, Bulle 140, Buckel nicht eingerechnet. Es ist feinknochig, hat ausdrucksvollen Kopf mit kleinen gebogenen Hörnern. Farbe variiert in allen Nuancen. Es hat eine tiefe Brust mit gut gewölbten Rippen, aber mangelhaftes Hinterteil mit abschüssiger Kruppe und wenig Höhe. Es ist gut fleischig, während der Fettansatz zumeist im Buckel erfolgt, das Fleisch aber für europäischen Geschmack direkt trocken ist. Viele Herden machen dank der in weitem Maße betriebenen Inzucht einen überraschend ausgeglichenen Eindruck. Die Vermehrung beträgt ca. 25 %. Auf etwa 20 Tiere rechnet man einen Bullen. Vatertiere mit guter Vererbung läßt man 12 und 15 Jahre bei der Herde. Die Kälber sind bei der Geburt kagenhaft klein. Sie bleiben am abendlichen Lagerplatz angepflückt, bis sie etwa 1 Jahr alt sind und werden dann der Herde eingereiht. Ist das Kalb getränkt, so wird es vom Hirten am Vorderfuß der Mutter angebunden und nun melkt der Hirte seinerseits weiter. Dieser so gewonnene Ueberschuß an Milch beträgt pro Tag 1—2 Liter. Dabei ist die Milch ärmer an festen Bestandteilen als die unserer europäischen Kühe. Stirbt ein Kalb, so versiegt die Milchquelle alsbald. Der Hirte versucht dann wohl, die Mutter dadurch zu täuschen, daß er das Fell des Kalbes einem andern auflegt und dieses unterschiebt. Führerinnen ihrer Herde und sehr wachsame Verteidigerinnen ihrer Kälber sind die Mutterkühe. Will der Hirte einen Fluß überqueren, oder seine Herde des Nachts hinter einem Dornverhau vor Raubzeug schützen, so ergreift er ein Kalb und geht mit diesem voraus, worauf zuerst die Mutter und dann die ganze Herde folgt. Geschlachtet werden nur maribunde Tiere; nur zum Rhamadanfeste werden Bullen und unfruchtbare Kühe in größerem Umfange geschlachtet. Unter dem Einfluß der deutschen Herrschaft hatte jedoch ein von den Hausfahs betriebener ziemlich flotter Handel mit Schlachtvieh nach dem fleischarmen Süden begonnen. Bezahlt wurde für ein ausgewachsenes Tier 60—100 Mark. Schwierigkeiten machte dabei immer das Einfangen der an keinerlei Zwang gewöhnten Tiere. Mittels einer langen Stange ließ man das Tier in eine Schlinge treten, die angezogen das Tier zu wildem Davonstürmen veranlaßte. War das Tier durch das Gewicht der nachschleifenden Mannschaften erschöpft, so wurde das Seil nunmehr um das zweite Hinterbein geschlungen und das Tier durch seitlichen Zug zur Erde geworfen. Ein neuer Kampf entspann sich dann bei dem Bemühen, eine feste Schlinge um den Kopf zu legen. War das geglückt, so ließ man das Tier aufstehen und leitete es unter vielem Zerren zwischen Kopf- und Fußstrich zu seinem Bestimmungsort. War es zum Schlachten bestimmt, so machte man es wehrlos, indem man ihm die Achillessehnen durchschlug; sollte es aber in eine andere Herde eingereiht werden, so wurde es zunächst durch mehrere Tage langes Anbinden und Hungernlassen mürbe gemacht.

Neben dem Fullahhind gab es in Ngaundere noch das Bororo-Hind. Es ist größer, grobknochig mit langem spitzen Kopf, mächtigen lyraförmig geschwungenen Hörnern, trocken und sehnig, einfarbig dunkelrot. Kreuzungen zwischen Bororo- und Fullah-Hind sind häufig anzutreffen, sprechen aber wenig an. Die Bororos*) sind aus dem englischen Nigerien zugewanderte Nomaden, die ausschließlich von ihrer Viehzucht leben und Getreide etc. gegen Fleisch und Milch eintauschen. Interessant ist, daß die Bororos ihre Tiere häufiger zur Ader lassen, und das so gewonnene Blut gefocht verzehren.

Eine Besonderheit des Ngaundere-Bezirks bilden seine Salzquellen, 15 an der Zahl. Sie enthalten in der Hauptsache kohlen-sauren Kalk und Bittersalz. Die größte und besuchteste Quelle ist die Laure, die etwa 4 Klm. von der Stadt Ngaundere entfernt unmittelbar an der Wina in einem Talfessel liegt. Es gibt ein prächtiges Bild, wenn man in der Trockenheit, der Zeit der größten Frequenz, auf eine der umliegenden Höhen steigt und nun die ganze Umgebung mit Tausenden von Kindern bedeckt sieht. Geduldig und in bester Ordnung warten die einzelnen Herden, bis die Reihe an sie kommt, um sich dann mit Bier auf die gefüllten Tröge, ausgehöhlte Baumstämme, zu stürzen. Wenn von Mäßigkeits-Aposteln behauptet wird, daß kein Tier über den Durst tränke, so kann man dort nicht selten das Gegenteil beobachten, derart, daß die Tiere infolge ihrer Unmäßigkeit tot zusammenbrechen. Die Tränkung erfolgt möglichst alle 2 Monate und dann 4 Tage lang. Die Fulbe schreiben ihr mit vollem Recht eine große Bedeutung für die Gesunderhaltung und gute Entwicklung ihrer Tiere zu.

Schafe und Ziegen werden ausschließlich des Fleisches halber gezüchtet. Wollschafe sind dort unbekannt. Am häufigsten trifft man das sgn. Bornu-Schaf, ein hochbeiniges Haarschaf mit Kamms-nase. Die Ziegen sind klein und haben ausgezeichneten Fettansatz.

Schweinezucht ist den Vorschriften der mohamedanischen Religion zufolge unbekannt. Die von den Stationen beschafften europäischen Schweine entwickelten und vermehrten sich ausgezeichnet.

Hühner sind, wie in ganz Kamerun, so auch in Ngaundere zahlreich vertreten.

Leider sind die Aussichten, unsere Kolonien wieder zu bekommen, nur schwach, aber wir geben die Hoffnung nicht auf, so wenig wir die Erinnerung daran jemals verlieren werden. Die oben angegebenen Zahlen aber sind ein Beispiel dafür, welche Werte unser am wenigsten bekanntes und gepflegtes Schutzgebiet Kamerun aufzuweisen hatte. Der Kinderbestand des einen Bezirks Ngaundere war danach ebensogroß wie zur gleichen Zeit der des ganzen Deutsch-Südwest-Afrika.

*) Gleichfalls zum Fulbestamm gehörig.

Schafzucht und Schäferleben in Patagonien.

Von C. Harder.

Wer im südlichen Patagonien Land zu okkupieren wünscht, verschafft sich zuerst die Pläne der zuletzt vermessenen Zone, die in Buenos Aires für einige zehn bis zwanzig Pesos erhältlich sind. Dann sucht er sich auf diesen eine oder mehrere Parzellen in Größe von einer Quadratlegua (2500 ha.) aus; eine derartige Parzelle genügt für 1000 bis 2000 Schafe. Selbstverständlich gibt es hier nicht intensive Betriebe wie in der Provinz Buenos Aires, sondern nur extensive mit natürlichen pasto fuerte-Weiden, die besonders in den breiten Flußtälern, den sog. „vegas“, eine recht zahlreiche Bestockung gestatten. Es gibt auch Estancias mit 3000 Tieren pro Legua; ja auf einer nur vier Legua großen Farm bei Rio Nadales hat ein deutscher Züchter einmal 23 000 Stück Schafe überwintert; aber Ausnahmen bestätigen die Regel und derartige Experimente sind weder zu empfehlen, noch besonders nachahmenswert. Der zweite Schritt, den man zu tun hat, ist die Ausrüstung einer kleinen Expedition, bestehend aus einem Führer und vier bis sechs Pferden, eventuell auch einer Maultierkarre; dann macht man sich von Punta Arenas, Gallegos oder Santa Cruz (der Stadt) aus auf den Weg, um sich das Land seiner Wünsche anzusehen; denn die Regierung macht die vorherige persönliche Besichtigung jedem Käufer zur Pflicht, weil sie selbst die Verantwortung betreffs der Beschaffenheit des Bodens energisch ablehnt. Natürlich muß der betreffende poblador selbst Schafmann sein oder wenigstens sein Führer, denn sonst hat die ganze Besichtigung keinen Zweck; jeder Käufer-Aspirant tut also gut, ein halbes oder ganzes Jahr als Volontär auf einer Farm sich die ganze Sache anzusehen, wenn er nicht Fachmann ist.

Für derartige Stellungen muß man aber Empfehlungen haben, Fremde werden nicht gern genommen; auch erhält man während der Zeit kein Gehalt, sondern nur freie Kost und Wohnung; Zahlungen werden in der Regel nicht verlangt.

Fällt die Besichtigung nun zufriedenstellend aus, dann empfiehlt es sich, seine Angelegenheit einem Vermittler in der Hauptstadt Buenos Aires zu übergeben; vielfach wird dieser lukrative Erwerbzweig von kleineren Subalternbeamten des Landwirtschaftsministeriums im Nebenamte ausgeübt. Diese Herren sind für einige Hundert oder Tausend Pesos, die man ihnen diskreterweise übermittelt, gern erbötig und auch in der Lage, den betreffenden Antrag zu forcieren, d. h. dafür zu sorgen, daß er prompt dem Minister vorgelegt und erledigt wird. Wer im guten Glauben an sein Recht und den gedruckten Buchstaben des Gesetzes diese ihm überflüssig erscheinende Ausgabe zu umgehen sucht, muß sich auf lange Zeit gefaßt machen, ehe sein Antrag aus dem Ministerium wieder

herauskommt; notabene, wenn das betreffende Terrain inzwischen nicht einem anderen zugesprochen worden ist, der dann mit Sang und Klang von dem Lande Besitz ergreift und keinen Centavo für Gebäude, Umzäunung usw. dem Vorgänger zu vergüten nötig hat. Dieser muß innerhalb eines ganz kurzen Termins — wenn ich nicht irre, drei Wochen — das Land räumen und muß noch dankbar sein, wenn der Rechtsnachfolger ihm freiwillig eine kleine Entschädigung zahlt; verpflichtet ist er dazu nicht. In Chile ist es anders; dort ist der Landerwerber gesetzlich verpflichtet, vorgefundene Ameliorationen nach Tagwert zu vergüten; jedenfalls eine gerechtere Auffassung! Reklamationen und Beschwerden bei der Behörde helfen garnichts; gegen solche Nörgler hilft man sich drüben stets mit dem schönen Wort: „paciencia“. Geduld, Geduld und nochmals Geduld! Also Vorsicht heißt es da, und keine unangebrachte Sparsamkeit.

Alle Estancieros, die ihre legalen Titel nicht haben, gelten als „squatters,“ auch wenn sie ein provisorisches „Permit“ von der Regierung besitzen. Auch alle Papiere seitens der Besiedelungsgesellschaften, Landverkäufer usw. sind mit Vorsicht zu prüfen; unbedingte Sicherheit gibt nur das vom landwirtschaftlichen Minister gezeichnete Dokument. Dieser verfügt die Auflassung der betreffenden Parzelle kostenlos an den Antragsteller, gemäß den Gesetzen des Landes, d. h. abweichend in den verschiedenen Territorien; aber im großen und ganzen etwa auf derselben Basis.

Der Antragsteller X erhält hiermit die Erlaubnis, die und die Parzelle — laut Regierungsplan näher bezeichnet — für die Dauer von fünf Jahren als arriendero, jedoch ohne Pachtgeld, gratis zu benutzen, wenn er den und den Verpflichtungen sich unterwirft. Zu diesen gehören entweder eine vorgeschriebene Anzahl Stück Vieh pro Hektar, oder die Eingrenzung einer bestimmten Fläche mit Drahtzaun, oder Errichtung gewisser Gebäude oder ähnliche Abmachungen. Die einzigen bei Uebernahme fälligen Unkosten, die der Erwerber zu tragen hat, sind die Vermessungsgebühren, wofür 500 bis 1500 Pesos genügen dürften.

Nach fünf Jahren und nach Erbringung des Nachweises, daß man seinen Verpflichtungen nachgekommen ist, erhält man die Hälfte der okkupierten Parzelle zu einem von der Regierung vorher festgesetzten Tagwerte, der je nach Lage zwischen 1000 und 10 000 Pesos pro Quadratlegua schwankt. Ist man nicht willens oder fähig, diesen Preis zu bezahlen, so hat man die Hälfte des Terrains zu räumen und diese kommt dann zur Auktion, die andere Hälfte verbleibt dem betreffenden als Pachtland. Nach weiteren fünf Jahren wiederholt sich der Vorgang usw. Das Rücksichtsvolle dieses Verfahrens dem Anfänger gegenüber liegt klar auf der Hand. Trotzdem ist es vielen — selbst bei dieser verhältnismäßig bequemen und sichereren Art — nicht möglich, das erforderliche Geld neben den Auslagen für Einrichtungen, Anschaffung der Herde usw. auf-

zubringen, denn bei einem Preise von 3—5 Pesos pro Schaf kommen auf den anzuschaffenden Bestand etwa 2000 Pesos.

Das rauhe entbehrungsreiche Squatterleben ist nur jungen, kräftigen und abgehärteten Campleuten zu empfehlen. Sommer und Winter im Zelt, zieht man mit seinen Schafen umher; errichtet ein provisorisches „Dip“, sorgt durch rechtzeitige Verkäufe dafür, daß die Herde sich nicht zu sehr vermehrt, da diese Art des Betriebes einen größeren Umfang natürlich nicht gestattet. Je mehr übrigens der Großbetrieb den Kleinbetrieb verdrängt, desto mehr verschwindet der Squatter; und der Zeitpunkt ist wohl nicht mehr allzu fern, wo mit dem letzten Indianer und dem letzten Guanaco auch der letzte Squatter vom alten Schrot und Korn verschwunden sein wird.

Der Großbetrieb in Patagonien fängt bei etwa 40 000 Schafen an; 10 000 bis 40 000 sind mittlere Estancias; und bis zu 10 000 Kleinbetrieb, der sich jedoch nur für praktische Fachleute eignet, die — meist zu zweien — dann alle Arbeit, auch das Scheren, allein besorgen und keinen großen Aufwand für Betriebsunkosten machen. Die größten Unternehmungen im südlichen Patagonien sind: Braun und Blanchard, eine Punta-Arenas-Firma, die einen jährlichen Zuwachs von etwa 60 000 Lämmern haben; dann eine chilenisch-englische Gesellschaft mit großen Ländereien auf beiden Seiten der argentinisch-chilenischen Grenze sowie auf Feuerland.

Die neue Estancia, auf der ich einen patagonischen Winter verbrachte, — leider war mir das Klima zu rauh, denn das „sturmgewaltigste“ Patagonien, wie es ein Engländer in Anlehnung an homerische Ausdrucksweise sehr richtig benannt hat, ist nichts für jemand, der zehn Jahre unter dem Äquator gelebt hat; — — — diese Estancia lag schon recht hoch an einem Flußlauf des Rio Coyle, der hier einen Gebirgskessel durchfließt; begrenzt im Westen von der Sierra Chica, oder auch Sierra negra genannt, der Sierra Latorre im Osten, und dem Cerro Cazador im Süden. Die Estancia wurde 1907 von einem deutschen Geschäftshause in Punta Arenas zusammen mit einem praktischen Tierzüchter in ziemlich großem Stile angelegt, d. h. direkt mit 10 000 Schafen.

Es ist Oktober, Winters Abschied. Die Tage fangen an, etwas länger zu werden; das heißt, statt um halb acht kann man schon um sieben Uhr heraus. Gingeschneit liegt der kleine „Puesto“, eine Lehnhütte mit Zinkblechdach, zwischen den Hügeln am Fuße der Sierra negra; bewohnt von zwei Schäfern mit ihren 14 Pferden — jeder Schäfer reitet an jedem Tage der Woche ein anderes Pferd — und einem Dutzend von Collies, den langhaarigen, schottischen Schäferhunden. Seit einigen Tagen war ich dort als Gast und hatte es mir, da es nur zwei kofenartige, hölzerne Bettstellen gab, auf dem gebielten Boden in einem Schlaffack aus Renntierfell, der schon einmal eine Südpol-Expedition mitgemacht hatte und auf 28° R. geeicht war, bequem gemacht. Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne drangen bereits energisch durch die Türziken und

das nach Osten gelegene quadratfußgroße Fensterchen. Als ich die Augen aufmache und in dem wohligen Gefühl, vorläufig noch nicht zu frieren, mich noch etwas in meinem geräumigen Sack herumwälze, sehe ich Albert, den Alten, schon geschäftig am Herd bei der Bereitung des Morgenkaffees. Für gewöhnlich begnügt man sich dabei außer dem obligaten Hammelkotelette mit dem sogenannten patagonischen „Butterbrot“ — so hat es wenigstens einer meiner dortigen Freunde getauft, — d. h. in Hammelfett geröstete Brotschnitten mit Zucker bestreut. Heute jedoch gab's was Besonderes; — denn gestern, als wir — der Schotte Mc Kake und ich — von dem Indianergrab nach Hause geritten kamen, hatten wir ein Nest mit zwei Straußeneiern gefunden; also auf alle Fälle frisch, denn angebrütete findet man nur in kompletten Nestern mit 12 bis 20 Stück. Rosinen, Mehl und Zucker hatten wir auch noch genügend, so wurde schnell in der Waschschißel ein Osterlaben gebacken, wie ihn in Deutschland die geschickteste Köchin nicht besser zustande gebracht hätte.

Inzwischen hatte der Schotte die Pferde in den Corral getrieben, zu welchem Zweck man abends, wenn man die anderen Pferde laufen läßt, immer eins beim Hause ankoppelt. Die übrigen grasen dann während der Nacht in der freien Pampa mit der „Madrina“, die eine mächtige Schelle um den Hals trägt; diese Weistute hat das Hüteamt und muß so dressiert sein, daß sie nie zu weit vom Hause weggeht. Neue Pferde koppelt man in den ersten Tagen mit ihr zusammen, bis sie sich an die Tropilla gewöhnt haben; eine gute Madrina paßt übrigens selbst auf, daß ihr kein Pferd wegläuft; so weit geht die Dressur aber selten. Die Schafe müssen auf nicht eingezäunter Weide immer innerhalb eines bestimmten Raumes gehalten werden, was nicht immer ganz einfach ist. Wir lassen schnell die nicht gebrauchten Pferde aus dem Corral heraus und schließen die Haustür, aber nicht mit Schlüssel; denn erstens gibt es nichts zu stehlen und zweitens könnte jedes Kind die Tür ausbrechen. Dann rufen wir die zwei Hunde die heute Dienst haben, schwingen uns in die Sättel und im Galopp geht's die ersten Hänge der Sierra hinauf, mit Hundegekläff und dem weithin schallenden Schäferruf: „hopla ho! hopla hoo!“ auf die zerstreut weidenden Schafe los, die ganz genau wissen, wohin sie zu laufen haben. Erst stehen sie und glozen Reiter und Hunde an, dann vereinigen sie sich zu kleinen Trupps und blökend, umsprungen von spielenden Lämmern, geht's erst im Trab, dann im schlanken Galopp von den Hängen hinab in die endlos weite, schneebedeckte Pampa.

Anstrengend ist das Schäferleben, besonders in dem langen und strengen Winter, und es erfordert Nerven von Stahl und Sehnen von Gummi; aber schön ist es auch und bietet demjenigen, der Freude am Sport und am Umgange mit Tieren sowie an einem gefunden, abgehärteten Leben hat, für manche vermischten Genüsse der Großstadt reichen Ersatz, vorausgesetzt immer, daß der

Betreffende sich an ein rauhes Klima gewöhnen kann. Das patagonische Schäferleben ist von Professor Kärger in seinem berühmten Werk: „Das spanische Südamerika“ theoretisch, und von Dr. Daniel Diehl in seinem: „An Bord und im Sattel“ praktisch geschildert worden. Beide Bücher können vom Schreiber dieses warm empfohlen werden.

Über die Maultier- und Eselzucht in Spanien

von A. D. W. van der Sluys.

Das Maultier ist ein Bastard von Eselhengst und Pferdestute, der Maulesel ein Abkömmling von Eselstute und Pferdehengst.

Die Züchtung erstgenannten Bastards ist vorwiegend. Das Maultier wird in Spanien auf dem Lande und in der Stadt wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften sehr geschätzt.

Als Zugtier ist es besonders für Schwertransporte geeignet. Es hält schlechte Behandlung gut aus; zwar nimmt es des öfteren übele Gewohnheiten an, dafür aber ist es Krankheiten gegenüber wenig anfällig. Die Züchtung von Mauleseln ist wenig verbreitet, die hauptsächlichste Gegend ihrer Zucht ist bei Turegano (Segovia).

Man hat viel gestritten — und tut es noch — über die Nachteile, welche die Maultierzucht in Spanien mit sich bringt.

Man braucht kein Anhänger von einer Förderung oder Begünstigung der Maultierzucht zu sein, wenn man den Standpunkt vertritt, daß, solange man nicht für jede Art von Arbeit über entsprechende Pferde verfügt, die Maultierzüchtung in Spanien ein Faktor bleibt, der so gut wie unersetzbar ist für Transporte und landwirtschaftliche Arbeiten.

Niemand wird aber darüber im Unklaren sein, daß die Zucht des Pferdes und nicht die des Maultieres gefördert werden muß; trotzdem aber ist die Abneigung schwer zu erklären, mit der man an manchen Stellen das Maultier verfolgt, denn seine Nützlichkeit bleibt bestehen, immer, obwohl es im Grunde genommen ein Uebel ist. Man muß es als ein notwendiges Uebel ansehen, da mögen seine Gegner denken, wie sie wollen. Erst wenn die Pferdezucht in Spanien so weit gefördert ist, daß genügend gute, zu jedweder Arbeit geeignete Pferde vorhanden sind, wird das so sehr geschmähte Bastardtier allmählich verschwinden.

Tatsache ist aber, daß man in Spanien weder Pferde noch Maultiere genug hat; aus dieser Gleichgültigkeit ziehen andere Nationen den Vorteil; sie versorgen Spanien nicht nur mit Pferden, sondern auch mit Maultieren, insolgedessen wandern riesige Summen jährlich ins Ausland.

Betreffende sich an ein rauhes Klima gewöhnen kann. Das patagonische Schäferleben ist von Professor Kärger in seinem berühmten Werk: „Das spanische Südamerika“ theoretisch, und von Dr. Daniel Diehl in seinem: „An Bord und im Sattel“ praktisch geschildert worden. Beide Bücher können vom Schreiber dieses warm empfohlen werden.

Über die Maultier- und Eselzucht in Spanien

von A. D. W. van der Sluys.

Das Maultier ist ein Bastard von Eselhengst und Pferdestute, der Maulesel ein Abkömmling von Eselstute und Pferdehengst.

Die Züchtung erstgenannten Bastards ist vorwiegend. Das Maultier wird in Spanien auf dem Lande und in der Stadt wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften sehr geschätzt.

Als Zugtier ist es besonders für Schwertransporte geeignet. Es hält schlechte Behandlung gut aus; zwar nimmt es des öfteren übele Gewohnheiten an, dafür aber ist es Krankheiten gegenüber wenig anfällig. Die Züchtung von Mauleseln ist wenig verbreitet, die hauptsächlichste Gegend ihrer Zucht ist bei Turegano (Segovia).

Man hat viel gestritten — und tut es noch — über die Nachteile, welche die Maultierzucht in Spanien mit sich bringt.

Man braucht kein Anhänger von einer Förderung oder Begünstigung der Maultierzucht zu sein, wenn man den Standpunkt vertritt, daß, solange man nicht für jede Art von Arbeit über entsprechende Pferde verfügt, die Maultierzüchtung in Spanien ein Faktor bleibt, der so gut wie unersetzbar ist für Transporte und landwirtschaftliche Arbeiten.

Niemand wird aber darüber im Unklaren sein, daß die Zucht des Pferdes und nicht die des Maultieres gefördert werden muß; trotzdem aber ist die Abneigung schwer zu erklären, mit der man an manchen Stellen das Maultier verfolgt, denn seine Nützlichkeit bleibt bestehen, immer, obwohl es im Grunde genommen ein Uebel ist. Man muß es als ein notwendiges Uebel ansehen, da mögen seine Gegner denken, wie sie wollen. Erst wenn die Pferdezucht in Spanien so weit gefördert ist, daß genügend gute, zu jedweder Arbeit geeignete Pferde vorhanden sind, wird das so sehr geschmähte Bastardtier allmählich verschwinden.

Tatsache ist aber, daß man in Spanien weder Pferde noch Maultiere genug hat; aus dieser Gleichgültigkeit ziehen andere Nationen den Vorteil; sie versorgen Spanien nicht nur mit Pferden, sondern auch mit Maultieren, insolgedessen wandern riesige Summen jährlich ins Ausland.

Während jene Länder, welche ihre Maultiere nach Spanien verkaufen, und die keine strengen Maßnahmen gegen ihre Zucht kennen, eine überreichliche Zahl an guten Pferden aller Art besitzen, hat Spanien, wo man die Maultierzucht schon seit Jahrhunderten verfolgt, um ausschließlich die Pferdezuucht zu fördern, nur wenig Maultiere. Es ist auf Einfuhr angewiesen, da man eine Hebung der Pferdezuucht nicht erreicht hat.

Da die französischen Züchter danach streben, nur sicher verkäufliche Produkte auf den Markt zu bringen, verbessern sie ihre Pferdezuucht, um Maultiere zu züchten, von denen sie wissen, daß die spanischen Landwirte sie kaufen müssen, da sie im eigenen Lande nicht genügend haben.

Daher ist eine Förderung und Verbesserung der spanischen Pferdezuucht notwendig.

Die Auswahl der Eselhengste zur Maultierzucht ist von außerordentlicher Wichtigkeit.

Folgende Eigenschaften sollen sich bei ihnen möglichst vereint vorfinden:

Gute und hohe Figur, muskulöser Körper, im großen und ganzen dunke Haarfarbe, mit weißlicher Brust, Nase und Bauchseite, leichter Kopf, kleine Ohren, große, weitgeöffnete, ausdrucksvolle Augen, weite Nase, hochgewinkeltes Maul, muskulöser, kräftiger, etwas langer Hals mit reichlichem Mähnenhaar, hohes Kreuz, gerader Rücken, breite Nierengegend, runde Kruppe, gutbehaarter Schwanz, Brust von großem Umfange, Rippenpartie gewölbt, Bauch und Brust in gleicher Linie.

Die Beine sollen stark und gut gestellt sein, die Gelenke nicht verengt, die Fesseln kurz und die Hufe widerstandsfähig und gut geformt.

In verschiedenen Gegenden Spaniens werden ausgezeichnete Eselhengste gezogen, einen guten Beweis hierfür liefern die seit vielen Jahren mit großer Sorgfalt gezogenen Produkte von Bich (Barcelona), sodaß sogar in den Vereinigten Staaten und Buenos Aires ein katalanisches Stutbuch eingerichtet ist, in welchem sich die Abstammung verfolgen läßt.

In Leon und Andalusien werden einige gute Eselhengste gezogen zur eigenen Weiterzucht und zu der der Maultiere, doch sind sie etwas kleiner, weniger edel und mächtig wie diejenigen von Bich, die allen anderen überlegen sind.

Auch die auf den Balearen gezogenen Esel liefern gute Zuchthengste, ebenso die aus Poitou (Frankreich).

Die Zuchtesel können vom 2. bis 10. bezw. 12. Lebensjahre — manchmal auch noch 2 oder 3 Jahre länger — zum Sprung verwandt werden.

Der Zuchteselhengst ist geschlechtlich leicht erregbar und bedarf meistens nicht vieler Anregung, um den Sprung zu vollführen; er kann 2—3 Stuten an einem Tage bespringen.

Die zur Maultierzucht bestimmten Pferde müssen je nach den Eigenschaften, die man von ihren Nachkömmlingen verlangt, ausgewählt sein.

Um Maultiere zu leichtem Zug zu erhalten, sollen die Stuten hoch sein, mit gutgeformtem Kopfe, langem Halse, hohem Kreuz, runder Kuppe, guter Beinsetzung und lebhaftem Temperament.

Zur Zucht von Maultieren zu schwerem Zug sucht man Stuten von umfangreicher Figur, mit größerem Kopfe, muskulösem Halse, geradem Rücken, breiter Nierenpartie, starkknöchigen Beinen und flachen Hufen.

Zu Arbeitsmaultieren auf dem Lande sucht man Pferdestuten, welche ungefähr die Mitte der beiden vorgenannten Klassen bilden.

Die Trächtigkeitsdauer einer vom Eselhengst gedeckten Stute dauert 355 Tage. Während dieser Zeit muß man ihr dieselbe Sorgfalt angedeihen lassen, die bei der Pferdezucht empfehlenswert ist.

Mit reichlicher Nahrung für die Mutter und später auch für die Fohlen wird man gute Resultate erzielen, gleichgültig ob die Fohlen männlich oder weiblich sind.

Für die Mauleselzucht gelten dieselben Regeln wie sie für die Züchtung von Maultieren angegeben sind.

Die Verbesserung der Maultierzucht erreicht man nur durch möglichste Vervollkommnung der Arten, denen das Maultier seinen Ursprung verdankt, d. s. Pferd und Esel.

2. Eselrassen in Spanien.

Man unterscheidet einheimische und ausländische Rassen.

Von erstgenannten heben sich besonders hervor die spanische und die gemeine Rasse; von den zweitgenannten ist besonders wichtig die Rasse von Poitou.

Die Esel der spanischen Rasse sind sehr massig mit langen Dimensionen und geraden Umrissen.

Die Haut ist grob und mit für gewöhnlich schlecht gefärbtem Haar bedeckt, welches längs des Rückens und der Lenden eine Art Linie von besonderer Färbung zeigt; die Unterseite des Bauches und der untere Teil des Gesichts sind silberweiß.

Der Kopf ist groß und von dreieckiger Form, flacher und breiter Stirn, Umriß des Gesichts gradlinig, stumpf auslaufend mit fast senkrechtem Winkel. Die Ohren sind groß, gut gestellt und mit Haarbüscheln versehen, die von den Haaren herrühren, welche an den Innenrändern wachsen.

Das Züchtungsgebiet umfaßt besonders die Balearen, Catalonien und mehr oder weniger ganz Spanien.

Die Esel der gemeinen Rasse sind von kleiner Figur und Form.

Die Esel der Rasse von Poitou (Frankreich) und Bich (Spanien) sind besonders bekannt durch ihre Verwendung zur Maultierzucht.

Ihre mittlere Größe schwankt zwischen 1,40 m und 1,52 m. Der Kopf ist groß, der Körper kräftig und untersekt; die Beine sind stark und mit starkem, krausem Haar versehen, das sich über den ganzen Körper erstreckt; die Farbe ist meistens braun, Hauptzuchtzentrum bei Deux-Sevres (Frankreich).

Die Eselzucht wird meistens* mit wenig Sorgfalt betrieben, zwecks Besserung der Rasse muß man dieselben Regeln befolgen, die für die Pferdezucht gelten.

Durch Auswahl der Zuchttiere und gute Ernährung wird sich schnell und leicht eine Besserung ausführen lassen. Man muß beim Decken dieselben Vorsichtsmaßregeln walten lassen, wie es bei der Pferdezucht nötig ist.

Die Eselstute soll nicht zur Zucht verwandt werden, bevor sie ungefähr 3 Jahre alt ist.

Das Abfohlen geht etwas mühsam von statten; das Saugfohlen erfordert dieselbe Sorgfalt wie das Pferdefohlen während der Saugezeit.

Die Entwöhnung findet mit 9 oder 10 Monaten statt.

Die Aufzucht der jungen Esel erfordert wenig Mühe. Man gibt ihnen gute Nahrung und Aufenthalt in der freien Luft, wo sie sich austoben können und ihnen Lust und Vicht zum Vorteil gereichen.

Männliche Esel, die nicht zur Zucht bestimmt sind, kastriert man; mit 3½ bis 4 Jahren gebraucht man sie zur Arbeit. Läßt man sie früher arbeiten, dann verbrauchen sie sich vorzeitig.

3. Die Eselrasse von Poitou (Frankreich).

Die Eselhengste (baudets), welche man in einem Teile von Poitou zieht, sind ausschließlich zur Maultierzucht bestimmt: sie gehören einer Abart der übrigen europäischen Eselrasse an.

Es wird behauptet, daß sie von den Mauren nach der iberischen Halbinsel eingeführt und von dort nach Frankreich gekommen sind, wahrscheinlich nach der Thronbesteigung Philipps V. von Spanien. Sicher ist, daß schon vom 10. Jahrhundert ab Eselhengste in Poitou vorhanden waren, denn man züchtete damals schon Maultiere.

Die Hengste von Poitou sind sehr geschätzt und werden mit Recht in Bezug auf Höhe und Massigkeit als die mächtigsten Tiere ihrer Rasse bezeichnet. Natürlich ist ihre Schönheit nur relativ, denn ihre groben, unschönen Formen, die von Kennern sehr geschätzt werden, lassen sie in den Augen der Laien häßlich erscheinen. Die besten Tiere haben einen sehr großen, von großen Ohren überragten Kopf und haben langes, gekräuseltes Haar. Der Hals ist dick, die Brust breit und tief. Bemerkenswert ist bei diesen Tieren ihre abgerundete Kruppe, ihre lange und dünne Hinterhand, ihr kurzer, sehr wenig behaarter Schwanz und ihre mangelhafte Stellung. Man verlangt bei ihnen nicht nur Schwere der Gliedmaßen, sondern auch die Breite und Fülle all' ihrer Glieder. Die Tiere mit breiten

Sufen werden bevorzugt; man gibt Tieren mit reichlichem Haarwuchs an den unteren Gliedmaßen den Vorzug; ebenso ist die Körperlänge eine sehr gesuchte Eigenschaft.

Die Höhe der Hengste schwankt zwischen 1,40 m und 1,52 m; ihre Färbung ist immer dunkel und stellt sich bald als braun, bald als schlechtes Schwarz, das mit Silbergrau an den unteren Theilen des Leibes, sowie am Nasenende, um die Augen und von der Brust bis an die innere Fläche der Schenkel abwechselt. Die sowohl am Körper als auch am Kopf schwarzen Tiere erzeugen anscheinend nur schwarze Maultiere und sind weniger geschätzt, da sie als aus der Art geschlagen betrachtet werden. Ebenso gelten die Abkömmlinge von Eselhengsten mit glattem, hartem Haar als langwierig und schwierig großzuziehen, und man gibt daher den Tieren mit langem, wolligem, manchmal gekräuseltem Haar den Vorzug; manchmal bildet sich eine dicke Wollschicht, pelzartig, fast wie bei einem Bären. Die Erfahrung hat tatsächlich gezeigt, daß die Tiere mit obengenannten Eigenschaften besonders gute Zuchttiere sind.

Zur Paarung zeigen sich häufig weder Eselhengst noch Pferdestute freiwillig geneigt. Das unfehlbarste Mittel besteht darin, dem Hengste eine Eselstute zu zeigen und diese nach Erregung des Hengstes schnell fortzuführen, so daß er in diesem Zustande der Erregung die Pferdestute, deren Augen verdeckt sind, bespringt.

Arabische Erinnerungen,

von Erich Müller.

Damaskus, an den hohen Südhängen des Antilibanon gelegen, erscheint mit seinen Bäumen im herrlichen Grün prangend wie eine Oase und ist das ganze Gegenteil des ewig grauen, in trostloser Wüstenlandschaft liegenden Aleppo. Zugleich ist es der Mittelpunkt der arabischen Welt. Mit einem Auftrag betr. Wassererkundung ritt ich an einem Frühjahrstage ins Gebirge des alten Samaria, in der einzig schönen Zeit dieses Gebirgslandes, wo die Berghänge grünen und die Wadis, die ausgetrockneten Flußläufe, in Blumenpracht frohen; mich begleitete ein Konstantinopler Spaniole, der ebenso viel arabisch konnte wie ich; bald kam ich in eines der Dörfer, die hoch oben auf den Gipfeln liegen. Ich erkletterte das steinige Geröll und ließ mich zum Muxtar, dem Bürgermeister, führen. Als erstes reichte ich meine Zigarrentasche hin, dies nennt man Gastgeschenk. Dann wurde ich unter großen Beteuerungen in Begleitung der Menge zu meiner Wohnstätte geführt, mein Pferd war längst in einem Stall und bekam sicher gutes Futter, denn wenn man die Gastfreundschaft geschlossen, ist das Pferd in sicherer Hut; für den Araber gibt es nichts Schimpflicheres, als das Pferd seines Gastfreundes zu vernachlässigen.

Sufen werden bevorzugt; man gibt Tieren mit reichlichem Haarwuchs an den unteren Gliedmaßen den Vorzug; ebenso ist die Körperlänge eine sehr gesuchte Eigenschaft.

Die Höhe der Hengste schwankt zwischen 1,40 m und 1,52 m; ihre Färbung ist immer dunkel und stellt sich bald als braun, bald als schlechtes Schwarz, das mit Silbergrau an den unteren Theilen des Leibes, sowie am Nasenende, um die Augen und von der Brust bis an die innere Fläche der Schenkel abwechselt. Die sowohl am Körper als auch am Kopf schwarzen Tiere erzeugen anscheinend nur schwarze Maultiere und sind weniger geschätzt, da sie als aus der Art geschlagen betrachtet werden. Ebenso gelten die Abkömmlinge von Eselhengsten mit glattem, hartem Haar als langwierig und schwierig großzuziehen, und man gibt daher den Tieren mit langem, wolligem, manchmal gekräuseltem Haar den Vorzug; manchmal bildet sich eine dicke Wollschicht, pelzartig, fast wie bei einem Bären. Die Erfahrung hat tatsächlich gezeigt, daß die Tiere mit obengenannten Eigenschaften besonders gute Zuchttiere sind.

Zur Paarung zeigen sich häufig weder Eselhengst noch Pferdestute freiwillig geneigt. Das unfehlbarste Mittel besteht darin, dem Hengste eine Eselstute zu zeigen und diese nach Erregung des Hengstes schnell fortzuführen, so daß er in diesem Zustande der Erregung die Pferdestute, deren Augen verdeckt sind, bespringt.

Arabische Erinnerungen,

von Erich Müller.

Damaskus, an den hohen Südhängen des Antilibanon gelegen, erscheint mit seinen Bäumen im herrlichen Grün prangend wie eine Oase und ist das ganze Gegenteil des ewig grauen, in trostloser Wüstenlandschaft liegenden Aleppo. Zugleich ist es der Mittelpunkt der arabischen Welt. Mit einem Auftrag betr. Wassererkundung ritt ich an einem Frühjahrstage ins Gebirge des alten Samaria, in der einzig schönen Zeit dieses Gebirgslandes, wo die Berghänge grünen und die Wadis, die ausgetrockneten Flußläufe, in Blumenpracht frohen; mich begleitete ein Konstantinopler Spaniole, der ebenso viel arabisch konnte wie ich; bald kam ich in eines der Dörfer, die hoch oben auf den Gipfeln liegen. Ich erkletterte das steinige Geröll und ließ mich zum Muxtar, dem Bürgermeister, führen. Als erstes reichte ich meine Zigarrentasche hin, dies nennt man Gastgeschenk. Dann wurde ich unter großen Beteuerungen in Begleitung der Menge zu meiner Wohnstätte geführt, mein Pferd war längst in einem Stall und bekam sicher gutes Futter, denn wenn man die Gastfreundschaft geschlossen, ist das Pferd in sicherer Hut; für den Araber gibt es nichts Schimpflicheres, als das Pferd seines Gastfreundes zu vernachlässigen.

Darauf mußte ich mit zum Versammlungsraum des Dorfes, einem hohen länglichen Zimmer, wie sie alle vornehmen Araber des heißen Klimas wegen besitzen. An den Wänden hocken mit untergeschlagenen Beinen die vornehmsten Einwohner, alles erhob sich und wechselte mit mir den orientalischen Gruß: „Ich nehme den Staub von deinen Füßen, küsse ihn und lege ihn auf mein Haupt“. Sie sanken dann mit Würde in ihre Stellung zurück und ich setzte mich auf den Stuhl, der für mich, den Europäer, hergebracht war. Es waren alle schöne, große Erscheinungen mit einer Würde der Form, um die man sie beneiden konnte. In weißen langen Gewändern, darüber meist ein schwarzer Umhang, auf dem Kopf das weißseidene Hestje, das Kopftuch mit der schwarzen dicken Kopfschnur zu seiner Befestigung. In Europa hätte man jetzt sicher nach meinem Wunsch gefragt, aber das gilt dort als unvornehm; das, was man will, sagt man zuletzt. So sagten wir uns fast eine Stunde Höflichkeit in gesteigerter Form, u. a. sie hätten die schönsten Pferde, die ich gesehen (es können ruhig Klepper sein), — dann, was für mich schmerzlich war: Ich hätte die besten Zigarren, die sie gesehen, das verstand ich und gab sie dem Scheich zur Verteilung an die Würdigsten und zog mich damit aus der Verlegenheit, aus Unkenntnis einen von ihnen zu übergehen, der sich vielleicht vornehmer dünkte, und ihn damit zu verletzen. Alle rauchten, nur einer beteuerte mir, daß er die Zigarre zum „ewigen Andenken“ behalten würde, woraus ich schloß, daß ihm die Sache nicht geheuer sei. Aber als ich später wieder durch das Dorf kam und bei ihm aß, holte er sie tatsächlich aus seiner Tasche hervor, natürlich zerbrochen. Er hatte es ehrlich gemeint.

Nach etwa einer Stunde wagte einer vorsichtig auf Umwegen zu fragen, was ich wollte. Nun legte ich mit meiner Frage nach den Wasserverhältnissen los, mit dem Erfolge, ihr Wasser sei schlecht, aber im nächsten Dorfe sei gutes und dahin wollten sie mir einen Führer mitgeben. Ich merkte die Absicht und wußte genug. Ueberdies ließen sie sich nicht mehr stören, während meiner Anwesenheit bei Sonnenuntergang ihre Gebetsvorrichtung zu vollziehen.

Dann kam das Essen; auf einem großen, runden Blech stehen viele Speisen, die Zahl wächst mit der Vornehmheit des Gastes. Ich machte mich daran und aß, während die ganze Sippschaft zusah, von jedem etwas. Ein Besteck kennt der Araber nicht, sondern man reißt sich von dem eierkuchenartigen Brot ein Stück ab, nimmt es zwischen Zeigefinger und Daumen und löffelt so die Milch oder wickelt geschickt ein Stück Fleisch ein. Nach mir aß der Gastgeber und zuletzt stürzte sich die ganze Menge über den Rest. Bis zum Schlafengehen war ich von meinem Gastgeber umgeben, der keinen Blick von mir wandte und dauernd für mich sorgte. Das ist wenig angenehm, zumal wenn man Ruhe haben will, aber anscheinend erfordert es die Höflichkeit.

Diese Gastfreundschaft ist der angenehmste Zug im Wesen des Arabers. Sie ist ihm heilig, aber das hindert ihn nicht, wenn der

Gastfreund wegreitet und die Gastfreundschaft ihre Wirkung verloren hat, ihn auszurauben. — Die weit verbreitete Ansicht von seiner Tapferkeit ist ein großer Irrtum. Er greift niemals einen Menschen in offenem, ehrlichem Kampfe an, höchstens in der Ueberzahl, sonst nur mit Hinterlist und aus dem Versteck. Das kommt auch in seinem Fantasia-Reiten (Angriffsspiel) zum Ausdruck, er will sich selbst Mut und auf andere durch seine Wildheit Eindruck machen. Nicht nur ist er Geschenken sehr zugänglich, was ihn für Spionagezwecke sehr eignet, — auch der Engländer hat dies auszunutzen gewußt, — sondern sie läßt auch seine Gastfreundschaft in etwas eigenartigem Licht erscheinen. Dafür ein Beispiel: Auf dem Rückzuge September 1918 begegnete Major N. . . einem arabischen Stamme, er beschloß mit ihm zu verhandeln, als Kenner der Sitten bot er sofort dem Scheich eine Tabakdose an und ward so als Gastfreund behandelt. Nun wußte der Scheich von dem Rückzug der Deutschen und wollte N. gern ausrauben, damit hätte er aber die heilige Sitte verlegt. So sagte er denn, er solle ihm doch seinen Rock schenken, denn ein feindlicher Stamm wäre in der Nähe und würde ihn sicher ausrauben. N. gab ihm das Gewünschte. Dieser Vorwand wurde solange fortgesetzt, bis er glücklich nur noch mit seinem Hemde bekleidet bei seinen paar Leuten eintraf und froh war, daß man ihm das Leben gelassen hatte.

Der Araber lügt nach seiner Meinung nie, er beteuert nur; so erzählte St. von einem Pferdekauf Folgendes:

Der Wuchtar verzieht keine Miene, als er mir sagt: „Sieh, Effendin, die türkischen Soldaten haben alle Pferde fortgenommen. Es gibt keine Pferde mehr im Dorf. Gott ist mein Zeuge“. — „Also ich will die Pferde kaufen, welche man Euch fortgenommen hat“, lächle ich die Gemeinde an. Ein, wie mir schien, beifälliges Gemurmel ging durch die Versammlung.

Sein ganzes Sinnen ist auf Handel gerichtet, Geld erwerben ist ihm das höchste Verlangen.

Die Arbeit überläßt der Araber den Frauen. Sie müssen ernten; sie schreiten in elastischem Gange als Wasserträgerinnen daher; sie backen das Brot; kurz, sie machen alles, dabei kann er, der Mann, seine Zigarette rauchend, stundenlang zusehen. Die Stellung der Frau ist eine sehr niedrige. Ebenso geht dem Araber jedes Empfinden für das soziale Glend ab; in Damaskus konnten Kinder fast nackt auf dem Bürgersteig wimmernd liegen, es kümmerte keinen; auch zu Tieren ist er roh, außer zu seinem Pferde, das er abgöttisch verehrt.

Er ist intelligent, sodaß er sich für technische Arbeiten gut eignet, aber er ist unzuverlässig.

Dem Türken ist er feindlich gesinnt, es genügt z. B. beim Kaufen nur der Hinweis: Wenn du mir die Gerste nicht verkaufst, wird sie der Türke nehmen, — und er gibt sie heraus. Unter messen Herrschaft er kommen wird, war ihm gleich — nur nicht türkisch.

Das ist wohl auch der Grund, weshalb der größte Teil der Beduinenstämme im Kriege zuletzt doch zu den Engländern überging, weil außer der Bestechung die Frage entscheidend war, daß der Deutsche es mit den Türken hielt.

Aus Sumatra's vergangenen Tagen.

Erste Besteigung des Tandut binua am Loba-See.

Von G. Meißner †.

Es war am Morgen des 10. Mai 1883. Ueber die schmalen, aus vulkanischen Steinbrocken aufgebauten Abgrenzungen der Lavafelder, die das Tal von Tonking wie den Ausschnitt eines Spinnwebes überdecken, stiegen wir zum ruhig daliegenden See hinab, um noch einmal in seinen Fluten zu baden. Kühler strich die Luft von den Hängen herab, den tief indigofarbenen See mit weißglitzernen Wellchen bedeckend. 15° die Luft, 19° das Wasser des Sees; als das Thermometer gestern 25° zeigte, war das Wasser auch nur 19°.

Bei jenem kleinem Ort der Westseite der Halbinsel Sipalangit gelegenen Busch, da, wo der sich alle 4 Tage wiederholende Markt abgehalten wird, läuft das Tal mit seinem harten Sandboden eine Strecke weit flach in den See; sonst stürzen sich die Ufer rings, soweit das Auge reicht, von 500 Meter Höhe jäh in die nach Battakermeinung unmeßbare Tiefe.

Die Nacht, im Battakerhause verbracht, lag uns noch bleischwer in den Gliedern. Auf Bretterboden oder Latten liegen, mit 50 oder mehr in niedrigem, dunklem Raum zusammen hausend, dessen Temperatur bei geschlossenen Luken und Türen durch die verglimmenden Herdfeuer noch erhöht wird, ist keine Gelegenheit, um nach den Strapazen schwerer Märsche sich zu erholen.

Froh und neugestärkt kehrten wir vom Bade zurück. Nun vorwärts, die letzten Geschenke verteilt, eingepackt und den Rückweg begonnen. Es harpte unser keine leichte Aufgabe heute. Sibraya, das nächste Nachtquartier — 8 schwere Marschstunden — und dazu unser Vorhaben, den Tandut binua (Sipiso=piiso in Loba-Battakisch) zu besteigen, der wie ein trotziger Wächter die Nordostecke des Loba-Sees markiert und seinen Fuß als die seltsam gesformte Halbinsel Sipalangit weit in den See hinauschiebt, die Buchten von Pagedh und Tonking bildend. Seine isolierte Lage versprach uns ausgezeichnete Gelegenheit, Peilungen vorzunehmen und zudem, welcher unsäglichen Reiz hat der Gedanke, einen Berg zu besteigen, den bis jetzt noch kein Europäer betrat, den kaum einige wenige gesehen. Die Anstrengung mochte noch so groß sein, die Zeit noch so kurz bemessen — wir mußten hinauf.

Das ist wohl auch der Grund, weshalb der größte Teil der Beduinenstämme im Kriege zuletzt doch zu den Engländern überging, weil außer der Bestechung die Frage entscheidend war, daß der Deutsche es mit den Türken hielt.

Aus Sumatra's vergangenen Tagen.

Erste Besteigung des Tandut binua am Loba-See.

Von G. Meißner †.

Es war am Morgen des 10. Mai 1883. Ueber die schmalen, aus vulkanischen Steinbrocken aufgebauten Abgrenzungen der Lavafelder, die das Tal von Tonking wie den Ausschnitt eines Spinnwebes überdecken, stiegen wir zum ruhig daliegenden See hinab, um noch einmal in seinen Fluten zu baden. Kühler strich die Luft von den Hängen herab, den tief indigofarbenen See mit weißglitzernen Wellchen bedeckend. 15° die Luft, 19° das Wasser des Sees; als das Thermometer gestern 25° zeigte, war das Wasser auch nur 19°.

Bei jenem kleinem Ort der Westseite der Halbinsel Sipalangit gelegenen Busch, da, wo der sich alle 4 Tage wiederholende Markt abgehalten wird, läuft das Tal mit seinem harten Sandboden eine Strecke weit flach in den See; sonst stürzen sich die Ufer rings, soweit das Auge reicht, von 500 Meter Höhe jäh in die nach Battakermeinung unmeßbare Tiefe.

Die Nacht, im Battakerhause verbracht, lag uns noch bleischwer in den Gliedern. Auf Bretterboden oder Latten liegen, mit 50 oder mehr in niedrigem, dunklem Raum zusammen hausend, dessen Temperatur bei geschlossenen Luken und Türen durch die verglimmenden Herdfeuer noch erhöht wird, ist keine Gelegenheit, um nach den Strapazen schwerer Märsche sich zu erholen.

Froh und neugestärkt kehrten wir vom Bade zurück. Nun vorwärts, die letzten Geschenke verteilt, eingepackt und den Rückweg begonnen. Es harpte unser keine leichte Aufgabe heute. Sibraya, das nächste Nachtquartier — 8 schwere Marschstunden — und dazu unser Vorhaben, den Tandut binua (Sipiso=piiso in Loba-Battakisch) zu besteigen, der wie ein trotziger Wächter die Nordostecke des Loba-Sees markiert und seinen Fuß als die seltsam gesformte Halbinsel Sipalangit weit in den See hinauschiebt, die Buchten von Pagedh und Tonking bildend. Seine isolierte Lage versprach uns ausgezeichnete Gelegenheit, Peilungen vorzunehmen und zudem, welcher unsäglichen Reiz hat der Gedanke, einen Berg zu besteigen, den bis jetzt noch kein Europäer betrat, den kaum einige wenige gesehen. Die Anstrengung mochte noch so groß sein, die Zeit noch so kurz bemessen — wir mußten hinauf.

Das Barometer zeigte am See 677, also Erhebung über dem Meerespiegel 780 Meter. Langsam setzte sich unser Zug in Bewegung. Voraus unsere Reisegefährten, unsere Diener, Träger, ein langer, langer Troß. Wie eine langgliedrige Schlange wandte sich der Zug über die Steinreihen und den von der Hochebene herabstürzenden Fluß Laugombang dem Abhang zu, der sich überall in oft kaum erklimmbarer Steile, mit großen Blöcken vulkanischen Gesteins bedeckt, zum See herabsenkt. Mit kurzem Gestrüpp und Lohlang bedeckt von ausgetretenen Karbonopfaden dicht wie mit regelrechten horizontalen Linien überdeckt, würde die durch die Uferlänge gebildete Szenerie unendlich eintönig und hart sein, gäbe nicht das freundlich in der Talsohle gebettete Tonking mit seinem Wäldchen, seinen Zyklopenmauern als Umwallung und als Hintergrund den See mit seinen herrlichen Farben und seiner Bergumwallung im Westen und Süden mit dem noch immer rauchenden Si-Bassuf und die langgestreckt im S.-D. liegende Insel dem Ganzen einen so eigenartigen und unendlichen Reiz. Dabei sind die Beleuchtung und die Farben so warm und satt durch die klare und trockene Luft hervorgerufen, daß man sich unwillkürlich an die Farbenpracht Hildebrand'scher Orientbilder gemahnt fühlt. Links von uns braust der vorhin überschrittene Fluß vom nahen Si-Osar kommend in einem wohl 300 Fuß hohen Fall von der Hochebene herab, einer der wenigen Zuflüsse, die der Toba-See von Norden und Westen und zuverlässigen Nachrichten nach auch vom Süden her von Si Lolachi bis zum Si-Bassuf hin erhält. Wie ersetzt sich die Wassermasse, die bei der Trockenheit der Luft fortwährend in großen Mengen absorbiert werden muß? — Eine Frage, die der Lösung harret. Der Abfluß freilich fehlt auch. Eigenartige Formation diese Hochebene! Ringsum reichen die Quellsflüsse großer, nach allen Richtungen der Windrose fließenden Wasserläufe bis nahe an das Ufer, 500 Meter über dem Niveau liegend, während die Uferländer des Sees überall auch zugleich die höchsten Stellen der Hochebene bilden.

Im Westen und Süden die Flüsse von Barus und Sinkel; im Osten die Küstenflüsse der Ostküste und der Vila. Nach Westen senkt sich die Ebene vom Ufer bis Sibraya *) um ca. 220 Meter, wieder um 270 Meter bis zum Fuß des Si-Bayat und Barus steigend, in dieser weiten, nach Westen geneigten Mulde das Stromgebiet vom Oberlauf des Lau-biang bildend. Wie eine in zähem Teig aufgetriebene Blase, die, geplatzt, sich mit Wasser füllte, liegt der See mit seinen erhöhten Rändern da.

Wir steigen aufwärts, das Brausen des Wasserfalls begleitet uns. Steil im Zickzack neben einer Schlucht windet sich der Weg empor; oft wird es fast zum Klettern. Neben uns rauscht ein Wässerchen zu Tal. Mit seltsamer Regelmäßigkeit tönt uns von oben her ein hohler Schlag entgegen, seiner Unerklärlichkeit wegen

*) Sibraya, 1043 m über See am Zusammenfluß des Lau-di-ulu mit dem Lau-biang; 66 Häuser, ca. 1600 Einwohner.

unsere größte Verwunderung erregend. Endlich stehen wir vor der Lösung des Rätsels: Ein 6 Fuß langer Bambus, der in der Mitte balanciert, etwa wie ein Kanonenrohr, reicht mit seinem offenen Ende unter die armstark hervorbrechende Quelle obenerwähnten Wässerchens. Gefüllt senkt sich das schwere Ende, um mit dem anderen hohlen Ende an ein darüber befestigtes Holz anzuschlagen, dadurch den hallenden Ton hervorrufend, der uns solange rätselhaft war. Senkend entleert sich das Rohr und steigt erleichtert wieder aufwärts, um das Spiel selbsttätig endlos zu wiederholen. Wir hatten bereits die kühnsten Kombinationen gemacht und waren nicht wenig erheitert, als wir hörten, daß das ganze zum Abschrecken der Feldmäuse dient.

Weiter klettern wir und erreichen endlich nach 2 $\frac{1}{2}$ stündigem, mühsamem Steigen die Uferhöhe oder vielmehr den Rand der Hochebene. Barometer zeigt 670,25 also 1260 Meter über See; 480 Meter von Tongking gestiegen.

Den Seeweg ausgenommen führen nach Tongking nur 3 Wege, wenn man die schmalen Steige mit diesem Namen belegen will. Einer von Silalachi von Süden her, den See entlang; einer über die Halbinsel von Nordosten, den Verkehr mit dem Timor und Rajah von Purba und Nagasaribu vermittelnd; der dritte, der von uns benutzte nach Norden, den Karralanden und Deli zuführende. Niemand begegnete unserer Karawane auf dem Wege. In seiner Verlassenheit bot er eine beredte Illustration der Abgestorbenheit des Handels und Verkehrs unter den verschiedenen Distrikten, der sich kaum, ausgenommen das von Deli her eingeführte Salz, auf die dürftigsten während der Tiga (=Märkte auf Toba-Battakisch) ausgebotenen Lebensbedürfnisse ausdehnt, damit zugleich die geringe Begehung des Battakers für Handel und Erwerb charakterisierend. Am Fuße des Tanduk binua machen wir Halt. In seltener Regelmäßigkeit und Klarheit hebt sich der mächtige Keel vom Himmel ab. In der klaren Luft erkennen wir deutlich den Wald, der wie eine kleine Haube sich scharf abhebt gegen den Balang, der fast den ganzen Berg bedeckt. Wir müssen hinauf; es ist halb zwölf Uhr, wir lassen uns nicht zurückhalten. Nur das Nötigste wird mitgenommen, Instrumente, Notizbücher, in Ermangelung eines guten Bergstockes eine eben gekaufte Lanze; 2 Führer und leider keine Lebensmittel. Wir sollten das noch bereuen.

So trennten wir uns. Die Karawane zog nach Sibraya weiter, und wir begannen den Aufstieg.

Wir benutzten im Anfang einen schmalen Pfad, der am Fuße des Tanduk binua über die Halbinsel nach Pagedj und Purba führt. Steil ging der Weg aufwärts durch dichten Balang. Nach halbstündigem Steigen erreichten wir den Punkt, wo sich die Halbinsel mit einer kleinen Platte an den eigentlichen Berg anschließt. Hier machten wir den ersten Halt. Das anfangs günstige Wetter hatte sich verschlechtert. Heftige Windstöße mit Strichen von scharfem Regen wehten vom Dong-Su-atan von Westen herüber. Mit seinem

Fuß Toba-Si-Lalachi und Tongking berührend, und so die ganze Nordwest-Küste des Toba-Sees bildend, bot der sich flach bis auf das Niveau der Ebene herabsenkende und dann sich steil 500 Meter nach dem See abstürzende Berg oder vielmehr Gebirgsstock einen prächtigen Anblick. Etwas weiter zurück im Nordosten lag der isolierte, dem Long-Su-atan vorgelagerte, schön bewaldete Si-Nar. Im oberen Teile mit Wald bedeckt, zum großen Teil von Wolken verhüllt, senden uns diese Berge einen Regenschauer nach dem anderen herüber. Von weitem schon sahen wir die Schauer wie Kolonnen den Long-Su-atan herabziehen, wir konnten sie weit über den See hinweg beobachten, während der See in der wechselnden Beleuchtung von Sonne und Schatten die herrlichsten Farbenspiele vom dunklen Indigo in allen Uebergängen bis zum dunkelsten Rot hervorzauberte. Vergebens rief unser Führer Si-Dihut den heranziehenden Regenböen einen Zauberspruch nach dem anderen entgegen. Unter einen alten Sonnenschirm geduckt, die einzige Reiseausrüstung eines unserer Führer, mußten wir alles über uns ergehen lassen, nur emsig besorgt, Instrumente und Papier vor Nässe zu schützen. Kaum, daß wir in einigen Skizzen die Gebirgsprofile des Pat-Pat-Plateaus und der Südwest-Küste aufnehmen konnten. Endlich klärte sich das Wetter etwas, und wir konnten unseren Aufstieg fortsetzen.

Leicht war es nicht, sich dort hinauf zu arbeiten. Pfade gab es nicht mehr. Mit Händen und Füßen sich an den Wurzelbüschen des kurzen Balang hängend und stemmend ging's aufwärts, eine sehr steile Seite hinauf. Nach oben, als wolle man in das Unendliche steigen, nur ein schmales Stück Gras und der Himmel darüber. Der Gipfel, oder auch nur eine etwas größere Partie des Berges war nicht zu sehen, der leichten Krümmung entsprechend, in welcher der Berg sich nach oben etwas abflacht. Nach unten wagten wir bloß einen scheuen Seitenblick zu werfen, man schwebte fast an einer Wand. Vorwärts, immer vorwärts, es gab keine Wahl. Mit hämmernden Schläfen, glühend vor Anstrengung und Aufregung, feuchend, infolge der ungewohnten Luftverdünnung, uns gegen den Wind stemmend, der kältend und pfeisend uns umbrauste, so ging es Schritt für Schritt aufwärts, höher und höher; endlich stieg vor uns der den Gipfel krönende Wald auf, endlich standen wir oben. — Barometer 604 d. i. 1720 Meter über See, fast 1000 Meter über dem Spiegel des Toba-Sees, der uns zu Füßen lag. Welch' prächtigen, einzig schönen Anblick gewährte die Landschaft! Drüben über dem See das Pat-Pat-Plateau, oben glatt abgeschnitten und wie eine Mauer steil in den See stürzend. Darüber in ganz weiter Ferne zwei Höhenzüge. In 181° Si-Lalachi, kenntlich an seinem Kampongwäldchen. In 266° der Long-Su-atan, wohl das eigentliche Zentralgebirge des nördlichen Sumatra, das hier an der Nordwest-Küste des Toba-Sees und in nordwestlicher Richtung streichend mit vielen zusammenhängenden hohen Gipfeln sich nach Atjeh hinzieht, wo es den zweiten großen Toba-See umschließen soll, von dessen

Eristenz man nur durch Erzählungen von Gajos unterrichtet ist. Ich hatte später Gelegenheit, viel weiter im Nordosten dieser Kette nahe zu kommen und schätze seine Erhebungen, soweit es auf eine Länge von etwa 12 Meilen zu überblicken war, auf 1800—2000 Meter. Auf 151° peilten wir den Si-Busul an, der weißglänzend und mit leichter Rauchwolke bedeckt im Sonnenschein lag, da, wo sich die Toba-Insel mit schmaler, sumpfiger Landzunge, hinter welcher der jenseitige Teil des Sees erglänzte, an das Festland anschließt. Von da bis 124° streckte sich die Bulu-Toba wie ein ungeheurer Walfischrücken empor, bei Bulih-Busul flach beginnend, gegen Osten ansteigend, um dann bei 124° von gleicher Höhe wie die gegenüberliegenden Ufer steil in den See abzufallen.

Dort drüben leben sehr viele Leute, erzählte uns unser Führer. Die dunklen, zahlreichen Flecken auf der nach uns zu abfallenden Ebene sind alle Kampongs (Dörfer), mehrere Hundert an Zahl. Groß ist jedenfalls die Insel, sehr viel größer als auf den jetzigen Karten angegeben. Auf der Höhe der Insel in 143° war deutlich ein ausgestrecktes Plateau zu bemerken. Ueber die Breite der Insel zu urteilen, war natürlich nicht möglich. Zu unseren Füßen lag die Halbinsel Sipa-langit, aus zwei etwa 4—500 Meter hohen voneinander gelagerten Bergen bestehend, die sich von hier recht winzig ausnahmen. Den Kopf der Halbinsel bildeten drei etwas kleinere zusammenhängende Berge, quer vorgelagert, so daß das Ganze fast die Form eines Hammers erhielt. Auf dem Rücken liegen, wie Kinderspielzeug aussehend, zwei Dörfer. Der See glänzte in allen Schattierungen und Beleuchtungen, kaum gekräuselt von dem hier oben wehenden Winde. Ich hatte den See im November 1881 anders gesehen. Als ich damals mit 20 Begleitern im großen Einbaum die Halbinsel, von Paged kommend, umschiffte, überfiel uns plötzlich, von Westen kommend, eine scharfe Böe, den tiefgrünen See zu hohen, schaumgekrönten Wellen aufwühlend. Noch heute kann ich nur mit heimlicher Beklemmung der bangen Minuten gedenken, als wir, eben hinter dem letzten schützenden Berg hervorschießend, von den Wellen gefaßt und umhergeworfen wurden, bis wir uns hinter eine Felsplatte retteten.

Leider hinderte der den Gipfel bedeckende Busch, der sich auf der Ostseite in einer Schlucht nach unten hinabzog, Peilungen nach den markanten Gipfeln der östlichen Kette, dem Si-Nabun, Si-Bayat und Tandjong-Barus zu nehmen. Die Zeit war zu vorgerückt, um durch den mit dichtem Unterholz durchsetzten, halbhohen Busch zu dringen zwecks Aufnahmen von der anderen Seite aus, und um den angeblichen kleinen See zu suchen. Die Nachrichten hierüber sind sehr unbestimmt. Nach dem einen soll sich dort ein kleiner Teich befinden; nach anderen ist alles nur Geisterspuk. Nur wenn einem die Geister wohlwollen, trifft man einen Bach mit süßem Wasser; herrliche Limonen, viel größer und süßer als die sonst auf der Hochebene gezogenen, sollen vorhanden sein. Unser Führer hatte leider vergessen, dem Berggeiste das gewöhnliche Opfer, ein weißes

Huhn, darzubringen, also würde unser Suchen vergeblich sein. Sichtbarer Beweis der schlechten Laune der Geister waren ja schon all' die Mißhelligkeiten der Reise, Sturm, Regen etc. Solch' triftigen Gründen gegenüber mußten wir natürlich weichen. Von einer tiefen, fraterartigen Senkung des Berges, die uns hier hätte kaum entgehen können, war jedenfalls nichts zu bemerken, auch unbekannt bei den Battakern, obgleich wohl die großen, rings um den Berg verstreuten Trachytblöcke auf vulkanischen Ursprung schließen ließen. Die Täler bezw. Buchten von Paged und Tongking sind angefüllt damit, wie auch die Halbinsel; nähert man sich dagegen dem Berg von Norden auf dem Wege Sucha-Sibraya oder von Nordosten (Magasaribu) so treten diese Blöcke erst in der nächsten Nachbarschaft auf.

Der fortwährend wehende, heftige Wind trieb neue Regenwolken heran, die Uhr zeigte $\frac{1}{25}$. — Lebe wohl! stolzer Berggipfel, majestätischer Wächter des Sees, der du uns so unhold empfindest! Wir bezwangen dich doch! Wir waren die Ersten, die dich betraten; noch schweifte keines Europäers Auge von deinem Gipfel über den weiten See; stolzes Gefühl, das uns die Unbilden gerne tragen ließ.

Rutschend und springend ging es nun die steilen Abhänge durch den nassen Balang abwärts. Meine Lanze hatte mir bis hierher gute Dienste geleistet, hier entglitt sie bei einem Sturz über einen verdeckten Abhang meinen Händen und sauste auf Nimmerwiedersehen hinab. Es war nach 5 Uhr, als wir uns an unserem Ausgangspunkte zerschunden, zerrissen, naß und frierend zusammenfanden und hungrig unsere Lebensmittel musterten. Drei grüne, unreife Limonen, die wir am Morgen verschmäh't, zog Si-Dihut freundlich lächelnd aus seinem Rucksack. Wir waren stark erschöpft. Sollten wir nun nach Tongking zurück und morgen marschieren? Freund v. M. erklärte, nicht mehr mitzukönnen, er sei nicht halb, nein, fast ganz tot. Dennoch entschlossen wir uns, noch nach Sibraya zu marschieren. Eine kurze Rast im Balang ließ uns etwas zu Kräften kommen und dann wurde der Weg angetreten. Wir marschierten im Geschwindigkeitsschritt, als ob es um Leben und Tod ginge, ganz tot war demnach Freund v. M. noch nicht. Wir hatten den langhinstreckten Kampong Garinking passiert, als der Abend hereinbrach. Der Regen begann in Strömen zu fallen; Hunger und Durst quälten uns bei dem scharfen Marsch außerordentlich. Ummählich wurde es dunkel. Der schmale, kaum fußbreite Steg in dem niedrigen Grase war nur noch zu erkennen, wenn das darin stehende Wasser von den Blitzen erglänzte. Vom bittersten Durst getrieben, saugte ich meinen triefenden Rodärmel aus, um den Durst etwas zu löschen.

In tiefer Finsternis passierten wir eine tiefe Seitenschlucht des Lau timbo, einem Zufluß des Lau biang. Mit welcher Gewalt das Wasser hier an der Bildung der Schluchten arbeitet, wurde uns hier erst recht deutlich. Mit lautem Geräusch stürzten kleine Bäche von allen Seiten über den Rand der Schlucht in die Tiefe und verursachten mit dem klatschenden Regen ein Geräusch, so betäubend,

daß wir uns durch laute Rufe kaum verständlich machen konnten.

Am dunklen Kampong-Wald von Sucha marschierten wir $\frac{1}{2}$ Stunde entlang, und endlich erreichten wir den kleinen Hügel, der als Grenzmarke zwischen der Landschaft Uru-Siroach-Jota-ginding und dem Uru-Suka-Piring dient.

Endlich! Wir wußten, es war keine Stunde mehr bis Sibraya. Der Regen wurde schwächer und eine lichte Helle ließ uns endlich auf einige Schritte den Pfad wieder erkennen. Doch noch harrete unserer ein schweres Stück: der Abstieg ins Tal des Lau-biang (Lau = Wasser; biang = Hund) und der Uebergang über den schon für gewöhnlich schnell fließenden, etwa 30 Meter breiten Fluß. Nicht ohne einige Male auf dem aufgeweichten Lehmboden, der auf der nördlichen Hochebene überall einer mächtigen, mit weißem Quarz und glimmerigem Bimsstein gemischten Sandschicht auflagert, zu stürzen, langten wir am Ufer an. Mit unsäglicher Freude sahen wir die Umrisse des Dorfes auf der jenseitigen Höhe. Uns gegenseitig unterstützend, von unserern zwei Führern mehr getragen als geführt, erreichten wir das andere Ufer und kletterten die nach dem Dorfe führende Straße hinauf. Von wütendem Gebell der unseren Schäferspizzen ähnelnden Hunde empfangen, schritten wir durch die Dorfstraße. Zum Lode erschöpft kletterten wir die Leiter zum neugebauten, schön bemalten und geschnitzten Hause unseres Wirtes hinauf und stießen die schwere Tür in der niedrigen schiefen Wand auf. Es mag zwölf Uhr gewesen sein, wir wußten es nicht genau; nur das große Glücksgefühl, in unserem Standort angelangt zu sein, empfanden wir!

Ein Blick in das Deutschtum auf Sumatra.*)

Reisebilder von Conrad Harder.

Ein undankbareres Thema läßt sich allerdings kaum denken, und doch ist es vielleicht für gewisse Kreise interessant, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Du mußt wissen, lieber Leser, was unter „Sumatras Ostküste“ verstanden wird, und welches die geschichtlichen Daten dieses jungen Landes sind.

„Sumatra's Ostküst“ ist eine offizielle Bezeichnung und umfaßt acht Landschaften, etwa entsprechend acht Landratsämtern mit dem Unterschiede, daß eine dortige „landschap“ territorial viel ausgedehnter ist, wie ein Landratsamt in Deutschland, während der verantwortliche Beamte, der holländische „Controleur“, eigentlich kaum dem juristisch gebildeten Landrat in Deutschland ebenbürtig erachtet werden darf.

*) vor dem Kriege.

daß wir uns durch laute Rufe kaum verständlich machen konnten.

Am dunklen Kampong-Wald von Sucha marschierten wir $\frac{1}{2}$ Stunde entlang, und endlich erreichten wir den kleinen Hügel, der als Grenzmarke zwischen der Landschaft Uru-Siroach-Jota-ginding und dem Uru-Suka-Piring dient.

Endlich! Wir wußten, es war keine Stunde mehr bis Sibraya. Der Regen wurde schwächer und eine lichte Helle ließ uns endlich auf einige Schritte den Pfad wieder erkennen. Doch noch harrete unserer ein schweres Stück: der Abstieg ins Tal des Lau-biang (Lau = Wasser; biang = Hund) und der Uebergang über den schon für gewöhnlich schnell fließenden, etwa 30 Meter breiten Fluß. Nicht ohne einige Male auf dem aufgeweichten Lehmboden, der auf der nördlichen Hochebene überall einer mächtigen, mit weißem Quarz und glimmerigem Bimsstein gemischten Sandschicht auflagert, zu stürzen, langten wir am Ufer an. Mit unsäglicher Freude sahen wir die Umrisse des Dorfes auf der jenseitigen Höhe. Uns gegenseitig unterstützend, von unserern zwei Führern mehr getragen als geführt, erreichten wir das andere Ufer und kletterten die nach dem Dorfe führende Straße hinauf. Von wütendem Gebell der unseren Schäferspizzen ähnelnden Hunde empfangen, schritten wir durch die Dorfstraße. Zum Lode erschöpft kletterten wir die Leiter zum neugebauten, schön bemalten und geschnitzten Hause unseres Wirtes hinauf und stießen die schwere Tür in der niedrigen schiefen Wand auf. Es mag zwölf Uhr gewesen sein, wir wußten es nicht genau; nur das große Glücksgefühl, in unserem Standort angelangt zu sein, empfanden wir!

Ein Blick in das Deutschtum auf Sumatra.*)

Reisebilder von Conrad Harder.

Ein undankbareres Thema läßt sich allerdings kaum denken, und doch ist es vielleicht für gewisse Kreise interessant, etwas Näheres darüber zu erfahren.

Du mußt wissen, lieber Leser, was unter „Sumatras Ostküste“ verstanden wird, und welches die geschichtlichen Daten dieses jungen Landes sind.

„Sumatra's Ostküste“ ist eine offizielle Bezeichnung und umfaßt acht Landschaften, etwa entsprechend acht Landratsämtern mit dem Unterschiede, daß eine dortige „landschap“ territorial viel ausgedehnter ist, wie ein Landratsamt in Deutschland, während der verantwortliche Beamte, der holländische „Controleur“, eigentlich kaum dem juristisch gebildeten Landrat in Deutschland ebenbürtig erachtet werden darf.

*) vor dem Kriege.

Und doch hat sich dieses System der holländischen Kolonialverwaltung in der Praxis des letzten Jahrhunderts sehr gut bewährt.

In jeder dieser acht Landschaften sitzt also als Hauptverweser ein sogenannter Kontrolleur, der seine spezielle Ausbildung für den indischen Verwaltungsdienst in der Hochschule zu Leiden, früher zu Delft, genossen hat. An der Spitze des Ganzen steht der Resident, der seinen Sitz in Medan hat, der dortigen Residenzstadt, und nicht in dem Städtchen Deli, das überhaupt nicht existiert, sondern nur eine eigenste Erfindung unserer modernen Geographen ist. Deli ist eben eine Landschaft, wie die anderen sieben auch, und ich ärgere mich jedesmal, wenn ich auf einem Atlas auf der schon an und für sich ziemlich stiefmütterlich behandelten Ostküste von Sumatra einen kleinen Kreis sehe und dabei das Wort Deli.

Also in diesen acht Landschaften, die zusammen ungefähr eine Länge von 120 Kilometern und eine Breite von etwa 40 Kilometern besitzen, befinden sich etwa 1500 Europäer, von diesen sind etwa 20%, d. s. 300, Deutsche.

„Ein ganz hübscher Prozentsatz!“ denkt natürlich gleich jeder. Und doch, wenn man diese Deutschen auf ungefähr 4800 □=Kilometer verteilt, was bleibt dann übrig?

Um nun einen Rückblick auf die Geschichte Deli's — denn unter diesem Namen sind schließlich alle acht Landschaften der Ostküste von Sumatra weltbekannt geworden — zu werfen, so belehren uns javanische Grabmäler aus dem 16. Jahrhundert, daß zur Zeit des Islam-Terrorismus dazumal Tausende von Javanen ausgewandert sein müssen, die lieber dem alten Glauben treu blieben, als sich zum Islam bekehren ließen.

Diese Bestandteile der javanischen Urbevölkerung Sumatras sind heutzutage völlig aufgegangen in den Battakern, den Bergbewohnern und einstmalig alleinigen Beherrschern der Insel. Außer den Grabmonumenten zeigen noch deutliche sprachliche Uebereinstimmung des Battak'schen und des Javanischen die Verschmelzung beider Völker an. Erst später kamen Malaien, siedelten sich an der Küste an und da sie sich mit den Ureinwohnern nicht verschmelzen wollten oder konnten, verdrängten sie die letzteren allmählich nach dem Binnenlande. Jedoch scheinen sie die inländischen Fürsten anerkannt zu haben. Jedenfalls ist es eine merkwürdige Erscheinung, daß heutzutage zwei der mächtigsten Sultane an Sumatra's Ostküste, nämlich die von Langkat und Serdang, Battaker, also Ureinwohner — allerdings zum Islam bekehrte — sind, während in ihren Reichen nur sehr vereinzelt Battakdörfer existieren, in erster Linie jedoch malayische Untertanen.

Später landeten chinesische Händler an der Ostküste; jedoch ist es nicht mit Sicherheit zu sagen, wann dies geschehen ist. Jedenfalls fanden die ersten Europäer, die 1868 in Belawan sich niederließen, bereits bedeutende chinesische Niederlassungen vor.

Ich sage mit Absicht „Europäer“ und nicht „Holländer“, denn gerade unter den ersten Pionieren europäischer Kultur befanden sich

zahlreiche Deutsche; und somit bin ich zu meinem eigentlichen Thema gekommen, dem Zeitpunkt deutscher Einwanderung

Das Deutschtum ist mit den Jahren nicht gewachsen, wenigstens nicht dort zu Lande und es ist leider eine betrübende Erscheinung, daß es immer noch in beständigem Rückschritt begriffen ist. Wenn im Anfang der achtziger Jahre noch 30% Deutsche waren, so sind gegenwärtig kaum noch 20%, denn von den ca. 1500 Europäern an der Ostküste zählt die deutsche Kolonie, wie schon erwähnt, etwa 300. In erster Linie liegt dies an den allmählich schlechter werdenden Aussichten und dem damit Hand in Hand gehenden Umstand, daß die Holländer jetzt natürlich erst an sich selbst denken. Die größten Tabakspantagen engagieren fast ausschließlich Holländer. Teilweise sind an dieser betrübenden Erscheinung unsere lieben Landsleute selbst Schuld, wenigstens behaupten es die Holländer.

„Früher — sagen sie — war alles hier Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit, wie so'ne kleine Republik“. Holländische Gesellschaften stellten Deutsche an und deutsche Gesellschaften Holländer, bis eines schönen Tages eine der letzteren auf den lobenswerten, aber wenig schlaunen Einfall kam, in Zukunft nur noch Deutsche anzustellen. Natürlich hielten sich die holländischen Maatschappjen schadlos, und die traurigen Folgen erleben wir heute.

Allmählich ist man deutscherseits — leider zu spät — zu dem Einssehen gekommen, daß man ohne die Holländer doch nicht auskommen kann, und so engagieren die drei größten deutschen Plantagen doch wieder international.

Wie viele Deutsche gibt es denn heute noch in Deli? Ich meine Deli selbst als bedeutendste von den acht Tabak produzierenden Landschaften der Ostküste! Von allen 300 Deutschen vielleicht ein Zehntel; die übrigen sitzen als Pflanzler verstreut über Langkat, Serdang, Bedagey usw. auf einem Gebiet, das an Größe etwa dem Regierungsbezirk Potsdam entspricht und gerade nicht sich durch besonders schönen Tabak auszeichnet.

So komme ich allmählich von der geographischen Lage der Deutschen auf die rein nationale und rein soziale zu sprechen.

Wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, so glaube ich, daß in dieser Hinsicht die Deutschen leider noch lange nicht den „einzig richtigen“ Standpunkt einnehmen, der für die Angehörigen unserer großen Nation in einem fremden Lande geboten erscheint. Was soll man dazu sagen, wenn ich mir so einige Erinnerungen aus anderen Zeiten und anderen Ländern in's Gedächtnis zurückerufe; so z. B. aus Argentinien, wo ein Deutscher, der noch nicht einmal ordentlich spanisch sprach — also noch ein halber Gringo — sich nie anders zeigte, als in Poncho und den weiten, unten zugeknöpften Reithosen der Gran-chakobewohner, während als lächerliches Gegenstück dazu zwei deutsche Schmiede, ein Preuße und ein Holsteiner, wegen politischer Differenzen beim Gespräch zum größten Gaudium aller anwesenden Spanier sich die Köpfe blutig schlugen, daß es nur so krachte.

Oder, um etwas nördlicher ein Beispiel zu wählen, in der schönen Stadt New-York, dem „growing monumental of modern civilisation, and a city loved by all law abiding men“, wie die Yankee's sich so bombastisch ausdrücken, da kann man doch nicht behaupten, daß die tropische Hitze mit im Spiel ist, wenn auch die Strohhüte der Pferdebahngäule von dort her zu uns gekommen sind, und man das erste kühle Lüftchen verspürt, wenn man Ellis-Insel hinter sich hat und Sandy-hoot vor sich.

Da verkehrte ich in einer Familie, der ich noch heute für die erwiesene Gastfreundschaft, die ich allda bei meinem jedesmaligen Aufenthalt genoß, dankbar bin, wo beide Eltern Deutsche waren, in Deutschland geboren, in Deutschland getraut und die Kinder weder deutsch lesen noch schreiben, ja! sich kaum mündlich in unserer Muttersprache verständlich machen konnten, im Englischen allerdings auch kaum. In Indien schickt man die Kinder, wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, wenn man sie nicht als halbe Malayen aufwachsen lassen will, nach Hause, d. h. nach Europa; in Amerika fällt das keinem Menschen ein.

Doch ich schweife ab, und das ist der unverzeihlichste Fehler des Schreibers. Ich wollte dem Leser etwas über das Deutschtum auf Sumatra erzählen und jetzt bin ich in Gedanken bereits in der ganzen Welt herumkutschirt, nur über dieses Fleckchen Erde, das zur Ueberschrift seinen Namen hat leihen müssen, habe ich noch eigentlich recht wenig erzählt.

Seit 16. Oktober 1899 haben wir dort einen „Deutschen Verein“ mit alter Orthographie. Du lieber Gott, das ist auch so etwas Herrliches, solch ein erhebendes Bewußtsein, wenn man sich als alter Mensch sagen kann: „So, jetzt kommt die dritte neue Orthographie an die Reihe!“

Ich will dem Leser die Statuten des Vereins ersparen und nur den § 3 a hervorheben, der besagt: „Der Verein verfolgt den Zweck, die Deutschen der Ostküste Sumatras einander näher zu bringen und das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu pflegen“.

Das ist wenigstens eine edle Absicht: wenn die Ausführung derselben auch wegen der oben erwähnten lokalen Verhältnisse sich wohl mehr oder weniger nur auf die allernächste Nachbarschaft der Haupt- und Residenzstadt Medan beschränkt. Aber es ist doch schon herzerfreuend, wenn man von Zeit zu Zeit in der holländischen Zeitung liest:

Deutscher Verein!

Herrenabend!

Faßbier!

Das Letzte vor allem ist bei manchen ausschlaggebend.

Aber wer doch zu weit wohnt — und das ist bei den meisten der Fall — der langt sich seinen Stammpokal von der Wand und wenn er kein Eis hat, läßt er sein „Bremer-Schlüssel-Bier“ mit Salpeter kalt machen, was bei einigem guten Willen selbst ein chinesisches Wasserträger fertig kriegt.

Da ich gerade einmal beim Bier angelangt bin, so möchte ich gleich hier erwähnen, daß es ein Irrtum ist, wenn man annimmt, daß es ein charakteristisches Merkmal des Deutschen in der Fremde ist, wenn er immer das beste Bier trinkt und die schlechteste Zigarre raucht.

In zweifacher Hinsicht ist hierin ein Fortschritt beider Nationen, sowohl der holländischen wie der deutschen, zu konstatieren, der dem „homo sapiens“ zur Ehre gereicht. Die Holländer in Deli trinken nämlich nur noch gutes deutsches Bier und die Deutschen rauchen nur noch gute holländische Zigarren; so ist beiden geholfen. Und wie nahe der Bierpokal und die Zigarre die Menschen zueinander führt, das brauche ich als altbekannte Tatsache nicht erst zu erwähnen.

Deutsche und Holländer wohnen daher auch ganz gemütlich beisammen, ja! ich darf sogar behaupten, daß — mit Ausnahme vielleicht der holländischen Beamten — sich dort jeder mehr als Delianer fühlt, wie als Holländer oder Deutscher. In Deli ist ein Gemisch von fast allen Nationen Europas und Asiens, das sich nur in drei Klassen teilt: 1. Europäer und damit Gleichgestellte (dazu zählen auch die Japaner); 2. Indo-Europäer oder Eurasier, das sind Mischlinge; 3. Asiaten.

Die Kategorie Nr. 1 ist sehr international und in ihren Ideen sehr kosmopolitisch, wozu die Nähe der englischen Kolonien viel beiträgt; jedenfalls viel weniger spezifisch Holländisch, wie z. B. auf Java. Ja! ich wage zu behaupten, daß hier ein Delianer dem andern näher steht wie ein „langteh“ einem „singteh“ „Langteh“ = Chinesisch „alter Mensch“ ist gleichbedeutend dem *ereollo* in Argentinien und dem *statesman* in New-York; während „Singteh“, d. h. „neuer Mensch“, dem südamerikanischen *gringo* und dem nordamerikanischen *green horn* gleichbedeutend ist.

Überall auf der Welt ist es das Gleiche; nur die Ausdrücke sind verschieden.

Nun noch einige Worte über die beiden deutschen Vereine in Sumatra, den „Deutschen Verein“ und den „Alldeutschen Verband“, wie ich sie in der „Sumatra-Post“, der tonangebenden holländischen Zeitung, gefunden habe.

Die „Sumatra-Post“ schrieb seinerzeit über das Stiftungs-fest des deutschen Vereins u. a. Folgendes: Die „Bootsfahrt der Deutschen“. Der gefröhe Ausflug des Deutschen Vereins mit dem Dampfer „Deli“ ist, wie man uns berichtet, in jeder Hinsicht ausgezeichnet verlaufen. Der Bericht lautete sodann am folgenden Tage: „Das Fest des Deutschen Vereins. Am Morgen war es hier auf der Station ein ziemliches Gedränge. Der erste Zug von Langkat brachte da eine Anzahl Herren und Damen, die von den bereits auf dem Perron wartenden Delianern, Serdangern, Bedagiern auf herzliche Weise empfangen wurden. Diese Herzlichkeit wurde auf gleiche Weise durch die gekommenen Langkatter erwidert und unter den aufmunternden Tönen der Musikkapelle wurden Handdrücke gewechselt und kurze, joviale Begrüßungen geäußert usw.“

Dann folgte eine noch ziemlich ausführliche Beschreibung des Ausflugs, der in der That sehr befriedigend verlief. Erwähnenswert ist wohl nur, daß diesmal ausnahmsweise selbst von dem alten Gebrauch abgewichen und die holländische Nationalhymne nicht angestimmt, sondern statt dessen ein kräftiges Hoch auf Deutschland und den deutschen Kaiser ausgebracht wurde. Das Fest verlief, wie alle derartigen Feste hier in Indien.

Man freut sich, mal wieder unter Menschen zu sein, noch dazu unter Landsleuten. Eine gute Musikkapelle begleitet die Genüsse einer ausgefuchten Tafel und guter, kühlere Getränke. Dann wird getanzt; ein bißchen „rouge et noir“ fehlt in der Regel auch nicht, um die Herren der Schöpfung über den ewigen indischen Damenmangel hinwegzuhelfen, und dann geht's ins Hotel, um sich da von den Strapazen nochmals zu erholen. Man sieht, es lebt sich ganz gut in Indien! Zum Schluß sagt der betreffende Berichterstatter: Der Herr K. dankte namens aller Anwesenden dem Vergnügungsausschuß, den Agenten von der „Deli“, die wohlwollend dieses Schiff zur Verfügung gestellt hatten, und dem Kapitän für den fröhlichen Tag, der allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird: der letzte Zug brachte die Ausflügler wieder nach Medan, und mit einem „auf baldiges Wiedersehen“ ging jeder nach Hause. So sympathisch die Deutschen im Allgemeinen und der Deutsche Verein im besonderen den Holländern jetzt allem Anschein nach sind — denn früher nota bene! war es nicht so — so befremdlich ist die Erscheinung, daß der „Alldeutsche Verband“ ihnen gerade das Gegenteil ist.

Warum eigentlich?

Vermutlich das Mißtrauen des Schwächeren gegen den Stärkeren, das nicht auszurotten ist; dazu kommt der etwas zu traffe Chauvinismus mancher Alldeutscher, der sich nur allzu deutlich in dem Haß gegen England und in dem Liebeswerben gegenüber Holland zeigt.

Das ist etwas, was die Holländer nicht verstehen und von ihrem Standpunkt aus auch nicht verstehen können.

So erinnere ich mich, daß s. Zt. der sehr deutschfreundliche, aber darum doch echt holländische Redakteur der „Sumatra-Post“, einer der bedeutendsten indischen Journalisten, sich einmal gelegentlich des undeutschen Gebahrens eines jüdischen Bankiers in Hamburg trotz seiner über jeden Zweifel erhabenen Sympathie für Deutschland, sehr scharf gegen solches Benehmen ausgesprochen hat.

Vieles ist nach meiner unmaßgeblichen Ansicht durch Ungeduld verdorben worden; man sollte von deutscher Seite nur den Keim zur Freundschaft legen und das Uebrige der Zeit überlassen.



Rizinus-Anbau in Südspanien

nach Angaben von: L. P.

Allgemein bekannt ist die Verwendung des Rizinusöls zu pharmazeutischen Zwecken, weniger bekannt dagegen die Verwendung seiner Rückstände zur Herstellung von guten Seifen z. B. der sogenannten Glycerin-Seife und sein Gebrauch zur Delung von Explosionsmotoren; jeder Flugzeugführer kennt die Feinheit des Rizinusöls, das infolge seines tief stehenden Gefrierpunktes den tadellosen Gang der Flugmotoren zur Winterzeit gewährleistet; außerdem geben die Rückstände des Samens ein ausgezeichnetes Viehfutter.

Rizinus wird gegenwärtig in Südeuropa, im tropischen Amerika und in Ostindien angebaut. Er hat die Gestalt einer baumähnlichen Staude in großer Ausdehnung mit senkrechtstehender Wurzel, die Blätter ähneln denjenigen des Feigenbaums. Die Blüten stehen ährenförmig, die Samenkörner befinden sich in Kapseln, die je nach der Art rote oder grüne Färbung haben. Am bekanntesten sind folgende Arten: *Ricinus Sanguineus*, aus Amerika stammend, und *Ricinus Communis*, in zwei Unterarten, der großen und der kleinen Form: Letzgenannter Rizinus wächst wild in Indien, sie eignet sich vorläufig noch nicht für Südspanien.

Die Erfahrung hat gezeigt, daß die Pflanzen, wenn sie erst fest Wurzel gefaßt haben, mit den geringen Regenmengen genug haben, die Südspanien auf natürlichem Wege ihnen bieten kann. Begründet ist dies durch den Umstand, daß die Wurzeln über meter-tief reichen und somit in der Unterschicht des Bodens eine gewisse Feuchtigkeitsmenge aufnehmen können. Anscheinend kommt der Rizinus überall dort vor, wo die mittlere Temperatur nicht geringer als 16° C. ist, tiefgründiger, kalkhaltiger Thonboden wird bevorzugt. Man pflügt das Feld bis zu 20—25 cm und eggt es; dann wird der Samen im Frühjahr oder Herbst ausgesät. Zu diesem Zweck werden in Abständen von je einem Meter kleine Löcher von 3 Zentimetern Tiefe gegraben, in welche man je 3 Samenkörner legt. Die Erdschicht darf nicht festgedrückt werden.

Nachdem die Samen emporgekeimt sind, läßt man in jeder Saatstelle ein Pflänzchen. Haben die Pflänzchen eine Höhe von ungefähr 40 cm erreicht, reinigt man das Feld von Unkraut, etwas später kürzt man die Enden des Hauptarmes, um das Wachstum der Seitenzweige und die Blütenbildung zu fördern.

Die Ernte beginnt im August, wenn die Fruchtkapseln eine bräunliche Färbung angenommen haben und der marmoriert aussehende Samen sich leicht aus seiner Umhüllung löst. Man darf nicht so lange warten, bis die Fruchtkapseln sich von selbst öffnen, da sonst infolge natürlicher Kraft die Samenkörner meterweit umhergestreut werden.

Die abgeernteten Fruchtkapseln müssen an trockenen Plätzen aufbewahrt werden, am besten in der Sonne ausgebreitet; damit

sich nach völliger Reife die Kapseln von selbst öffnen, oder man hilft durch praktische Maßnahmen nach.

Der Ertrag des ersten Jahres ist gering, er deckt kaum die Unkosten der Aussaat und Bearbeitung, doch steigt der Ertrag der folgenden Jahre um das Drei- bis Vierfache, was von umso größerem Vorteil ist, als die Rizinusstauden sehr langlebig sind.

Die Unkosten bei Bearbeitung einer Ackerfläche von 2500 qum (= 1 Morgen) in Südspanien sind folgende:

Pacht für 2 Jahre	50	Pesetas
2 Arbeitstage für Bearbeitung á 6	12	"
Aussaat á 10	20	"
Reinigung und Instandhaltung	40	"
Ernte und Drescharbeit	40	"

Summa 162 Pesetas.

Rechnet man, daß von den auf einen Morgen Land ausgepflanzten 250 Stauden ein Ertrag von 24 kg Samen, d. s. 300 Pesetas, zu erwarten ist, so ergibt sich ein Reingewinn von 138 Pesetas, oder 552 Pesetas auf 1 ha, und zwar auf Boden, der wegen seiner Trockenheit zu keiner anderen Kultur verwandt werden kann.

Hydrographische Beobachtungen im Tschadsee-Gebiet.

Von A. von Duisburg.

Die Ueberschwemmungen in den Tschadsee-Ländern haben verschiedene Ursachen und sind daher zeitlich verschieden, sie entstehen

- 1.) durch den im Lande fallenden Regen,
- 2.) durch die aus dem Mandara-Gebirge kommenden Regenflüsse
- 3.) durch Ueberflutungen des Logone und des Schari.

Zu 1.) Das Land ist flach, hat stellenweise wenig durchlässigen Boden und fällt im allgemeinen nur wenig nach Norden zu ab. Die Folge davon ist, daß sich das Regenwasser an den tiefsten, undurchlässigen Stellen ansammelt und, da nur wenig Abfluß vorhanden, weite Strecken unter Wasser hält. Diese Ueberschwemmungen werden mit Aufhören der Regenzeit verschwinden, (etwa 1. Oktober) wenn nicht die vorstehend unter 2. und 3. genannten Ursachen zu ihrer Verlängerung und weiteren Ausdehnung einsetzen würden.

Zu 2.) Als Beispiele seien angeführt: Tadseram, Massaua, Ségoa (Ságoa), Meme, Mangáse, Dulba.

Alle diese Flüsse führen nur während der Regenzeit Wasser, sind fast durchweg flach, sandig und füllen sich bei starken Regengüssen im Gebirge ebenso schnell, wie sie sich kurz nachher auch

sich nach völliger Reife die Kapseln von selbst öffnen, oder man hilft durch praktische Maßnahmen nach.

Der Ertrag des ersten Jahres ist gering, er deckt kaum die Unkosten der Aussaat und Bearbeitung, doch steigt der Ertrag der folgenden Jahre um das Drei- bis Vierfache, was von umso größerem Vorteil ist, als die Rizinusstauden sehr langlebig sind.

Die Unkosten bei Bearbeitung einer Ackerfläche von 2500 qum (= 1 Morgen) in Südspanien sind folgende:

Pacht für 2 Jahre	50	Pesetas
2 Arbeitstage für Bearbeitung á 6	12	"
Aussaat á 10	20	"
Reinigung und Instandhaltung	40	"
Ernte und Drescharbeit	40	"

Summa 162 Pesetas.

Rechnet man, daß von den auf einen Morgen Land ausgepflanzten 250 Stauden ein Ertrag von 24 kg Samen, d. s. 300 Pesetas, zu erwarten ist, so ergibt sich ein Reingewinn von 138 Pesetas, oder 552 Pesetas auf 1 ha, und zwar auf Boden, der wegen seiner Trockenheit zu keiner anderen Kultur verwandt werden kann.

Hydrographische Beobachtungen im Tschadsee-Gebiet.

Von A. von Duisburg.

Die Ueberschwemmungen in den Tschadsee-Ländern haben verschiedene Ursachen und sind daher zeitlich verschieden, sie entstehen

- 1.) durch den im Lande fallenden Regen,
- 2.) durch die aus dem Mandara-Gebirge kommenden Regenflüsse
- 3.) durch Ueberflutungen des Logone und des Schari.

Zu 1.) Das Land ist flach, hat stellenweise wenig durchlässigen Boden und fällt im allgemeinen nur wenig nach Norden zu ab. Die Folge davon ist, daß sich das Regenwasser an den tiefsten, undurchlässigen Stellen ansammelt und, da nur wenig Abfluß vorhanden, weite Strecken unter Wasser hält. Diese Ueberschwemmungen werden mit Aufhören der Regenzeit verschwinden, (etwa 1. Oktober) wenn nicht die vorstehend unter 2. und 3. genannten Ursachen zu ihrer Verlängerung und weiteren Ausdehnung einsetzen würden.

Zu 2.) Als Beispiele seien angeführt: Tadseram, Massaua, Ségoa (Ságoa), Meme, Mangáse, Dulba.

Alle diese Flüsse führen nur während der Regenzeit Wasser, sind fast durchweg flach, sandig und füllen sich bei starken Regengüssen im Gebirge ebenso schnell, wie sie sich kurz nachher auch

wieder leeren. Sie haben keine Einmündung in einen See oder anderen Fluß, sondern verlaufen allmählich in der Ebene des Tschadsee-Gebiets; das Flußbett hört plötzlich auf und die Wasser verlaufen sich auf ebener Fläche. Für die vom Nord- und Osthang des Mandara-Gebirges kommenden Wasserläufe (Jagoa, Meme, Mangase, Dufba) ist das die Ebene zwischen 11° 30' n. Br. und 14° 40' bis 15° östl. Länge; für Jaderam und Nassaua die Ebene dicht nördlich und südlich des 12° n. Br. und hart östlich des 14. Längengrades. Die Ueberschwemmungen an der Westgrenze in dem Jaderam-Bogen zwischen Mutube, Dure-Urgu (im sogenannten Marahi-Busch) rühren her von den Ueberströmungen des Jaderam und Bararam, eines rechten Nebenflusses des erstgenannten, nicht vom Auslauf eines Gebirgsflusses ohne Mündung der Art, wie oben beschrieben ist.

Die Ueberschwemmungen der Ebene beginnen naturgemäß dann, wenn die Flußbetten der vom Gebirge ihr Wasser empfangenden Flüsse gefüllt sind und der Strom bis zum Auslauf vorgedrungen ist. Es ist dies meistens um das letzte Drittel des Monats August der Fall. Sind die Ebenen überschwemmt, dann findet das Wasser seinen natürlichen Abfluß nach Norden durch die in den Gebieten allmählich beginnenden Strömungen an den tiefsten, langsam nach dem Tschadsee sich neigenden Stellen, so entstehen z. B. aus dem Ueberschwemmungsgebiet heraus die auf der Karte als Flüsse gezeichneten Päufe Dorma, an anderen Stellen Kalia oder Ebéji genannt, und Balda (Matia) sowie Mbulu. Die beiden erstgenannten stammen aus der großen südlichen Ebene des Logone-Sultanats, der letztgenannte kommt aus der Bornu-Ebene, der Jada nordöstlich Ditoa. All diese überschwemmten Ebenen haben gewöhnlich ihr von den Gebirgsflüssen herrührendes Wasser etwa Ende November verloren, da die Regenzeit gegen Anfang Oktober zu Ende ist und daher keine großen Wassermengen den Ebenen mehr zugeführt werden. Diese Ueberschwemmungen überdauern also die unter Nr. 1 genannten um ungefähr 2 Monate.

Von diesem Zeitpunkt ab ist die Bornu-Ebene und die im Süden des Logone-Sultanats gelegene passierbar und trocken. Anders ist es jedoch mit der großen Ebene in Mittel- und Nord-Logone sowie in einzelnen Teilen des Gulfei-Sultanats und des Musgum-Landes.

Zu 3.) Zwischen Ende Oktober und Mitte November haben der Schari und der Logone den Hochwasserstand im Tschadsee-Gebiet erreicht. Da bei beiden Strömen die linken Ufer stellenweise niedriger sind als die rechten, östlichen Uferländer, überschwemmen beide Ströme das Land, welches an ihrem Westufer liegt; die überflutenden Schari-Wasser gehen in das Zwischenstromland zwischen Bongor-Mandjasa und Mandjasa-Logone-Birni. Hier bilden sich ähnlich wie unter Nr. 2 beschriebenen Abzugsgräben, die teilweise den Charakter von Flußläufen annehmen. Der bedeutendste unter zahlreichen anderen ist der sich vom Musgum-Gebiet nach Nord-

westen hinziehende Lumia (Ba-Fl.). Auf diese Weise erhält der Logone-Fluß Wasser vom Schari. Der Logone-Fluß seinerseits tritt über seine Westufer und überschwemmt den mittleren und allmählich auch den nördlichen Teil des Logone-Sultanats sowie das westliche Musgum-Land. Auch hier bilden sich einzelne Abströmungen teilweise in Form von Flußläufen, wie z. B. Kalia, Kutelaha und Ebeji.

Diese Ueberschwemmungen sind naturgemäß umso gewaltiger, je höher Schari und Logone anschwellen; sobald diese beiden Ströme gesunken sind, so daß kein Wasser mehr über die Ufer fluten kann, fällt die Ueberschwemmung. Man kann sagen, daß die vom Schari und Logone herrührende Ueberschwemmung des Musgum-Landes Ende August einsetzt, gegen Mitte November abzuflauen beginnt und Ende Januar fast trocken ist. Da die Ueberslutungs-Stellen des Logone fast ausnahmslos von Logone-Gana ab südlich über Puß bis nach Bongor hinauf liegen und die Ueberschwemmungswasser sich erst allmählich nach Norden ziehen, so ist es natürlich, daß die Ueberschwemmung des nördlichen Teils des Logone-Sultanats später eintritt als diejenige des mittleren Sultanatsteiles und des Musgumlandes; es ist dies gegen Mitte (Ende) November und dauert bis Ende Januar bezw. Mitte Februar, nach welcher Zeit natürlich einige tiefste Stellen noch Wassermengen haben, die dann die willkommenen Tränkstellen der Beideplätze bilden. Die Ueberschwemmung des nördlichen Teiles des Sultanats Logone wird z. T. auch durch überflutende Wasser des Schari genährt, so z. B. der Teil zwischen Logone-Birni-Djilbe-Kufferi. Das Schari-Hochwasser verschafft sich Eingang zur Ebene durch eine Abströmung landeinwärts etwa 10 Klm. n. w. Kufferi, welche sich, da das linke Schari-Ufer höher liegt als die östlich und südwestlich Kufferie gelegene Ebene, über das Land ausbreitet.

Außer dieser Abströmung des Schari finden weiter nördlich im Sultanat Gulfei noch mehrere andere statt, die, je näher sie am Tschadsee stattfinden, umsomehr den Charakter von Mündungsarmen annehmen und schließlich das Schari-Delta bilden. Die hauptsächlichsten dieser Seitenarme sind: Serbemel und Molo (Tastaf) mit eigenen Mündungen in den See, während andere, unbedeutendere Schari-Abzweigungen entweder in den Schari zurückgehen (an der Mündung) oder in einen der beiden vor genannten Seitenarme fließen.

Eigenartig ist es bei Verfolg des unteren linken Schari-Ufers, daß von den zahlreichen mehr oder weniger kleinen Wasserrinnen am Ufer einige Wasser vom Schari landeinwärts führen, während andere ihr Wasser zum Schari fließen lassen. Die Erklärung dafür ist, daß erstere bei Hochwasser die überflutenden Schari-Wasser aufnehmen und letztere lediglich Regenwasserzuflüsse sind. Erstere sind lang und führen während der eigentlichen Regenzeit so gut wie gar kein Wasser, sondern nur nachher, letztere dagegen sind kurz und haben nach der Regenzeit kein Wasser, abgesehen natürlich von

den Einmündungsstellen am Fluß, soweit der Wasserstand des Schari eindringen kann.

Zum Schluß dieser Ausführungen sei bemerkt, daß die Annahme irrig ist, der Tschadsee seinerseits ströme landeinwärts, sobald er seinen höchsten Wasserstand erreicht habe, und die Flussbetten einiger Zuflüsse trocken oder wasserarm seien. Abgesehen von Erweiterung des eigenen See-Ufers beim Hochwasserstand strömt vom See kein Wasser landeinwärts. An manchen Stellen einiger Zuflüsse kann man allerdings den Eindruck haben, als ob es so sei, es ist dies jedoch stets eine Täuschung, hervorgerufen durch die Wellenbewegung des Wasserspiegels inolge landeinwärts wehenden Windes, ihrerseits begünstigt durch die Ruhe des nicht mehr fließenden Wassers.

Briefe aus Süd-West-Afrika.

Das Land ist aller jüngeren Hilfskräfte hinsichtlich der Landwirtschaft entblößt. Teils sind sie repatriert, teils haben sie andere Berufe ergriffen und andere wieder haben sich selbständig gemacht. Jedenfalls herrscht eine unglaubliche Nachfrage nach gutem „Nachwuchs“, den das Land selbst stellen kann.

Die Gehälter sind auf den Farmen wesentlich gestiegen. Unter £ 7 sh 10 braucht heute keiner mehr anzufangen, auch der Jüngste nicht, wenn er was kann. Natürlich ist sonst alles frei.

Die Verhältnisse in der Union drängen geradezu auf eine Annäherung an Deutschland. Die Zeitungen schreiben offen, solange Deutschland nicht wieder als Käufer auftreten könne, solange könne sich der total zusammengebrochene Wollmarkt nicht erholen. Die Zustände müssen zu einem totalen Wechsel der Anschauungen führen, und wir spüren auch deutlich die zunehmende Sinnesänderung. Man muß bedenken, daß die Massen der Wollschaffarmer in der Union viel größeren Einfluß im Parlament haben, als Gold- und Diamanten-Industrie zusammen.

Anfang August wird voraussichtlich General Smuts kommen. Er will die ganze Verwaltung neu ordnen, und er ist bereit, der Bevölkerung die größten Zugeständnisse hinsichtlich der Selbstverwaltung zu machen. Haben Sie in der Zeitung gelesen? In sämtlichen Städten und Gemeinden des Landes sind einstimmig Deutsche als Bürgermeister gewählt. So wie heute die Lage in Südafrika ist, wird Südafrika die Einwanderung von unbescholtenen Deutschen des Mittellandes erlauben.

Südafrika will seine Rohstoffe selbst verarbeiten, und eigene Industrien gründen, zu diesem Zweck aber will man Fachleute und Wissenschaftler haben.

den Einmündungsstellen am Fluß, soweit der Wasserstand des Schari eindringen kann.

Zum Schluß dieser Ausführungen sei bemerkt, daß die Annahme irrig ist, der Tschadsee seinerseits ströme landeinwärts, sobald er seinen höchsten Wasserstand erreicht habe, und die Flussbetten einiger Zuflüsse trocken oder wasserarm seien. Abgesehen von Erweiterung des eigenen See-Ufers beim Hochwasserstand strömt vom See kein Wasser landeinwärts. An manchen Stellen einiger Zuflüsse kann man allerdings den Eindruck haben, als ob es so sei, es ist dies jedoch stets eine Täuschung, hervorgerufen durch die Wellenbewegung des Wasserspiegels inolge landeinwärts wehenden Windes, ihrerseits begünstigt durch die Ruhe des nicht mehr fließenden Wassers.

Briefe aus Süd-West-Afrika.

Das Land ist aller jüngeren Hilfskräfte hinsichtlich der Landwirtschaft entblößt. Teils sind sie repatriert, teils haben sie andere Berufe ergriffen und andere wieder haben sich selbständig gemacht. Jedenfalls herrscht eine unglaubliche Nachfrage nach gutem „Nachwuchs“, den das Land selbst stellen kann.

Die Gehälter sind auf den Farmen wesentlich gestiegen. Unter £ 7 sh 10 braucht heute keiner mehr anzufangen, auch der Jüngste nicht, wenn er was kann. Natürlich ist sonst alles frei.

Die Verhältnisse in der Union drängen geradezu auf eine Annäherung an Deutschland. Die Zeitungen schreiben offen, solange Deutschland nicht wieder als Käufer auftreten könne, solange könne sich der total zusammengebrochene Wollmarkt nicht erholen. Die Zustände müssen zu einem totalen Wechsel der Anschauungen führen, und wir spüren auch deutlich die zunehmende Sinnesänderung. Man muß bedenken, daß die Massen der Wollschaffarmer in der Union viel größeren Einfluß im Parlament haben, als Gold- und Diamanten-Industrie zusammen.

Anfang August wird voraussichtlich General Smuts kommen. Er will die ganze Verwaltung neu ordnen, und er ist bereit, der Bevölkerung die größten Zugeständnisse hinsichtlich der Selbstverwaltung zu machen. Haben Sie in der Zeitung gelesen? In sämtlichen Städten und Gemeinden des Landes sind einstimmig Deutsche als Bürgermeister gewählt. So wie heute die Lage in Südafrika ist, wird Südafrika die Einwanderung von unbescholtenen Deutschen des Mittellandes erlauben.

Südafrika will seine Rohstoffe selbst verarbeiten, und eigene Industrien gründen, zu diesem Zweck aber will man Fachleute und Wissenschaftler haben.

Die Farmerei leidet sehr unter den außerordentlichen Verteuerungen, die durch die Tatsache bedingt sind, daß fast die ganze Einfuhr via Capstadt auf dem Eisenbahnwege erfolgt. Die Häfen Swakopmund bezw. Walfischbai und Lüderiksbucht liegen öde und verlassen da. Unser Ochsenexport, wir berechnen ihn auf 30 000 Stück, und Hammelerexport, 120 000 Stück, geht ebenfalls 5 Tage und Nächte dauernd über Capstadt. Wir erstreben leistungsfähige Häfen mit Kühlanlagen zum Export von Fleisch so schnell als irgend möglich. Haben wir diese Anlagen hier im Lande, so steigt der Ochsenpreis ohne weiteres um £ 5 pro Stück, weil die ungeheuren Unkosten nach Capstadt erspart werden und weil die Qualität des Fleisches nicht so abscheulich vermindert wird wie heute. Damit steigen die übrigen Viehpreise natürlich automatisch mit. Heute kostet ein fetter Ochse, 11 Zentner lebend, das ist die gewünschte Exportqualität, ab Bahnhof Okahandja 220 Schilling, in Capstadt aber 313—315 Schilling. Mit eigenen Kühlanlagen in einem hiesigen Hafen steigen also unsere Viehpreise um 50 %, da außerdem die Verkürzung des Seeweges nach Europa eine Rolle spielt. Bisher hat die unsichere politische Lage des Landes jeden Unternehmungsgeist gelähmt. Niemand weiß, wem das Land nun eigentlich gehört. Bis heute ist das Land noch besetztes deutsches Gebiet, das von der Union verwaltet wird. Walfischbay gehört zu der Union, Swakopmund zu Südwest, aber seine Landungsbrücken sind zerstört. Walfischbay ist vorläufig ein von der Kultur noch nicht berührter natürlicher Hafen.

Dann machen uns die Eingeborenen die größten Sorgen, sie sind frecher, fauler und größer denn je, weil sie wissen, daß wir keine Zwangsmittel mehr anwenden dürfen. Man denke, auf dem Wege von Okahandja bis zum Sambesi berührt man keine Polizeistation mehr! Eigentlich ungeheuerlich! Rein landwirtschaftlich hat sich das Land besonders auf züchterischem Gebiete außerordentlich entwickelt. Unser Durchschnittsfleisch wird in Capstadt good medium bis Prima beurteilt für den Export trotz der langen Reise, bei der die Tiere überhaupt nicht gefüttert werden. Wir sind also der Union schon heute weit überlegen. Werden unsere Verbindungen mit Europa erst wieder bessere, so werden die Fortschritte noch schnelleres Tempo annehmen.

Das Auto hat sich hier sehr eingeführt, nach den günstigen Erfahrungen die die Engländer damit hier im Kriege gemacht haben.

Ich glaube, Südwest kann Wilhelmshof außerordentlich dankbar sein für die große Schar junger Deutscher, die er dem Lande bewußt zugeführt hat, und die sich fast alle durchaus bewährt haben.

Es hat sich in den letzten Jahren gut entwickelt, wir haben heute die größte und die beste Wollschafzucht des Landes, in einigen Wochen werden wir einen Bestand von ca. 10 000 Wollschafen erreicht haben.

Hier sind in ganz S.-W. augenblicklich als Verwaltungsbeamte nur je ein Magistrat mit 2 Schreibern und 5 Polizisten (manchmal

10) in jedem Bezirk, in Windhuf etwa 100, Truppe 200 Mann, sämtliche Außenstationen sind nicht besetzt. Und trotzdem der Erfolg. Wodurch? Der Ovamboaufstand 1916 nahm ein plötzliches Ende durch den Tod Mandumes. Ein drohender Hottentottenaufstand neulich in Warmbad wurde vereitelt durch Deportation des Führers. Ebenso bei den Hereros.

Bücherei.

Es gingen bei uns ein :

Dr. h. c. Paul Lehler: Geschäftserfolg und Lebenserfolg. (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin.)

Das Buch ist für unsere jüngere Generation geschrieben. Es berichtet von Handel, Industrie und Gewerbe. Es ist ein guter Führer und Ratgeber für den Kaufherrn und für den Angestellten. Nicht nur der rechnende Kaufmann, sondern auch der warmherzige Menschenfreund und Beobachter spricht zu uns.

Gustav Meischer: Eduard Mörike und Joh. Georg Fischer. Eine Studie. (Verlag Hermann Beyer und Söhne, Langensalza) Meischer's kritisch lobpreisende Studie will dazu beitragen, die verwandten Seiten im Schaffen Mörikes und Fishers hervorzuheben, und helfen, den fast vergessenen Joh. Georg Fischer weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Lic. Dr. Werner Boette: Kants Religion. (Verlag von Hermann Beyer und Söhne, Langensalza.)

Dr. Boette macht auf Grund eingehender Studien einen Unterschied zwischen den „offiziellen“ Erklärungen, die Kant in religiösen Dingen gibt, und dem, was sich als die innerste Ueberzeugung des Philosophen erkennen läßt. Er tritt für die Wahrhaftigkeit von Kants Charakter ein. Das Verhalten des Philosophen war in diesem Punkte von der Erwägung bestimmt: Alles, was ich sage, muß wahr sein, aber ich brauche nicht alles zu sagen, was wahr ist. Die Ausführungen bringen viel Neues und manches Bekannte in neuer Auffassung und Beleuchtung.

Dr. Rob. Werner Schnitte: Schleiermachers Monologen in ihrem Verhältnis zu Kants Ethik. (Verlag Hermann Beyer und Söhne, Langensalza.)

„Eine Studie zur Geschichte der Moralphilosophie“. Sie ist mehr als eine wissenschaftlich-gelehrte Darstellung; sie wird dem, der den Inhalt in ernstem Streben sich erarbeitet, zu einer Durchdringung seines Lebens, seiner sittlichen Natur verhelfen und wird einen Beitrag zu einer idealistischen Weltanschauung liefern.

(Auszug aus dem „Nachrichtensblatt der Humboldt-Hochschule Groß-Berlin.“)

Dr. August Graf v. Pestalozza: Die Kulturaufgaben der Volkshochschule. 1. und 2. Auflage. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza.)

Fr. Lembke: Ländliche Volkshochschulsiedlungen. 1. und 2. Auflage. (Verlag wie vorstehend.)

Dr. Arne Buchenau: die deutsche Volkshochschule. 2. und 3. Auflage Verlag Herm. Beyer u. Söhne, Langensalza.)

10) in jedem Bezirk, in Windhuf etwa 100, Truppe 200 Mann, sämtliche Außenstationen sind nicht besetzt. Und trotzdem der Erfolg. Wodurch? Der Ovamboaufstand 1916 nahm ein plötzliches Ende durch den Tod Mandumes. Ein drohender Hottentottenaufstand neulich in Warmbad wurde vereitelt durch Deportation des Führers. Ebenso bei den Hereros.

Bücherei.

Es gingen bei uns ein :

Dr. h. c. Paul Lechler: Geschäftserfolg und Lebenserfolg. (Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart und Berlin.)

Das Buch ist für unsere jüngere Generation geschrieben. Es berichtet von Handel, Industrie und Gewerbe. Es ist ein guter Führer und Ratgeber für den Kaufherrn und für den Angestellten. Nicht nur der rechnende Kaufmann, sondern auch der warmherzige Menschenfreund und Beobachter spricht zu uns.

Gustav Meischer: Eduard Mörike und Joh. Georg Fischer. Eine Studie. (Verlag Hermann Beyer und Söhne, Langensalza) Meischer's kritisch lobpreisende Studie will dazu beitragen, die verwandten Seiten im Schaffen Mörikes und Fischers hervorzuheben, und helfen, den fast vergessenen Joh. Georg Fischer weiteren Kreisen bekannt zu machen.

Lic. Dr. Werner Boette: Kants Religion. (Verlag von Hermann Beyer und Söhne, Langensalza.)

Dr. Boette macht auf Grund eingehender Studien einen Unterschied zwischen den „offiziellen“ Erklärungen, die Kant in religiösen Dingen gibt, und dem, was sich als die innerste Ueberzeugung des Philosophen erkennen läßt. Er tritt für die Wahrhaftigkeit von Kants Charakter ein. Das Verhalten des Philosophen war in diesem Punkte von der Erwägung bestimmt: Alles, was ich sage, muß wahr sein, aber ich brauche nicht alles zu sagen, was wahr ist. Die Ausführungen bringen viel Neues und manches Bekannte in neuer Auffassung und Beleuchtung.

Dr. Rob. Werner Schnitte: Schleiermachers Monologen in ihrem Verhältnis zu Kants Ethik. (Verlag Hermann Beyer und Söhne, Langensalza.)

„Eine Studie zur Geschichte der Moralphilosophie“. Sie ist mehr als eine wissenschaftlich-gelehrte Darstellung; sie wird dem, der den Inhalt in ernstem Streben sich erarbeitet, zu einer Durchdringung seines Lebens, seiner sittlichen Natur verhelfen und wird einen Beitrag zu einer idealistischen Weltanschauung liefern.

(Auszug aus dem „Nachrichtensblatt der Humboldt-Hochschule Groß-Berlin.“)

Dr. August Graf v. Pestalozza: Die Kulturaufgaben der Volkshochschule. 1. und 2. Auflage. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza.)

Fr. Lembke: Ländliche Volkshochschulsiedlungen. 1. und 2. Auflage. (Verlag wie vorstehend.)

Dr. Arne Buchenau: die deutsche Volkshochschule. 2. und 3. Auflage Verlag Herm. Beyer u. Söhne, Langensalza.)

Dr. W. Rein: Die „Dänische“ Volkshochschule. 2. u. 3. Auflage. (Verlag wie vorstehend).

Dr. phil. Otto Hainz: Die historisch-politische Schulung des deutschen Volkes durch die Volkshochschule. 1. u. 2. Auflage. (Verlag Herm. Beyer u. Söhne, Langensalza).

H. Bohnstedt: Die Zucht in der Volksschule — auch ein Wiederaufbaukapitel. (Verlag wie vorstehend).

Dr. phil. Ernst Schmidt (in Barmen): Friedr. Wilh. Dörpfelds Schulverfassung in ihrer Bedeutung für die Gegenwart. Erste gekrönte Preisschrift der Dörpfeld-Stiftung. (Verlag Herm. Beyer u. Söhne, Langensalza).

Die Schrift wendet sich vorzugsweise an alle diejenigen, die im Amte oder Berufe als Volkserzieher, Volksbeauftragte und Schulgesetzgeber bei der Gegenwartsarbeit an der Jugend und ihrer Schule beratend und bestimmend mitwirken.

Dr. Georg Weiß: Reichsverfassung und Arbeitsunterricht. (Verlag Herm. Beyer u. Söhne, Langensalza).

Dr. Remigius Stölzle: Universität und Lehrerbildung. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Rektor Bruno Clemen (Liegitz): Wie gelangen wir zur Heimatschule? Grundsätzliche Darlegungen zur Reichsschulkonferenz 1920. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Dr. Johann Ude: Erzieht die Jugend zur Selbstbeherrschung! Ein ernstes Wort an Eltern, Lehrer und Erzieher. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

D. Göke: Die Erziehung der Jugendlichen zu unserm deutschen Volksschrifttum. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Dr. Joh. Ulrich Maier: Die Ideale der Jugendlichen in den Entwicklungsjahren. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Heinrich Burhenne (Walsum): Elternbeiräte. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Burhenne gibt vortreffliche Winke für die Arbeit in den Elternbeiräten. Dankenswert sind die geschickt ausgewählten Literaturausgaben.

Dr. Gertha Koellner: Das Schulprogramm der deutschen Sozialdemokratie. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

H. Schröder: Stadtturnwart in Berlin, Turnerische Jugendpflege. Ihre Grundlagen und ihre Entwicklung. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Ernst Rabich: Der künftige Musikunterricht an der höheren Schule. Ein Reformvorschlag. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Dr. Albert Hellwig, Amtsrichter in Berlin-Friedenau: Die Reform des Rechtsspielrechts. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza).

Dr. Dr. h. c. G. u. Salkwürk: Humor. (Verlag Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza)

Reichsverfassung. Die Verfassung des Deutschen Reiches vom 11. August 1919, zweite Auflage 5—8 Tausend. Von Prof. Dr. Fritz Stier-Somlo, Köln. (Verlag A. Marcus & C. Webers Verlag — Dr. Jur. Albert Ahn, Bonn, kart. M. 14.50.

Wenngleich der Verfasser, der Staatsrechtslehrer an der neuen Universität Köln, zu denen gehört, die in Wort und Schrift die Anschauung vertreten, daß in Deutschland die Monarchie und soweit die alten Ideale wie Kaiser und Reich ihre Rolle ausgespielt haben, so ist doch seine Darstellung der neuen Reichsverfassung wohl umso beachtenswerter, weil er sich ganz in die neuen

Ideen und Gedankengänge hineinführt. Er macht den ersten Versuch die neu-geschaffene Reichsverfassung in ein wissenschaftliches System des Staatsrechts einzugliedern.

Einer eingehenden Besprechung und Beurteilung der neuen Reichsverfassung — dargelegt in den Einzelabteilungen:

Die geschichtliche Entwicklung der neuen Reichsverfassung,

Das Recht der Verfassungsurkunde,

Die Organisation des Reichs,

Die Staatsfunktionen

folgt zum Schluß der Text der Verfassung.

F.

Im Felde unbesiegt. Der Weltkrieg in 28 Einzeldarstellungen. Herausgegeben von General der Inf. Gustaf von Dicksch-Harrach. (Verlag von J. F. Lehmann, München S. W. 2, Paul Heystrafße 26, geheftet Mk. 18.—, gebunden Mk. 26.—.)

Zum Schluß der ersten zwei Jahre des sogenannten „neuen Deutschlands“, in dem nichts neu ist, als eine erschreckend übertriebene Zunahme der Erscheinungen, die den Zusammenbruch unseres Volkes und den Sturz von Kaiser und Reich verursacht haben, — Erscheinungen, die mit dem Fremdwort „Materialismus und Mammonismus“ nur verschleiert, mit den rechten Namen als sinnlichste Genußsucht, wüßteste Habgier, übertünchte Rohheit, Diesseitsfinn, Lug, Trug und Oberflächlichkeit gekennzeichnet wird, — da erscheint dies Ruhmesblatt der edlen Kräfte und heiligen Tugend unseres Volkes. Man möchte heutzutage nur gar zu gerne die große Erinnerung an die vergangenen Tage und den dankbaren Stolz an die Leistungen unserer Helden auslöschen und im Sumpf niedrigen Parteigeizs und selbstsüchtigen Ringens um die Ausbeutung unseres Volkes erstickend. Aber der gute echte Geist der deutschen Volksseele reißt sich doch immer wieder aus dieser verhängnisvollen Umschlingung heraus und davon zeugt gerade auch dies Buch.

Im Felde unbesiegt! das besagt nach 4-jährigem Kampf gegen $\frac{1}{3}$ der gesamten Menschheit unbesiegt! Diese Tatsache steht in Geschichte aller Zeiten unerreicht und unvergleichlich da, und wenn es die zagen, feigen, verböhrten Gemüter nicht glauben wollen, so müssen sie sich von einem englischen Offizier in Danzig das Wort zurufen lassen; „von dem tüchtigsten und ruhmreichsten Heere der Welt, dem deutschen“ und müssen sich von einem französischen General, der Ludendorffs Kriegsbuch übersehte, in der Vorrede sagen lassen: „Ohne die Revolution wäre das deutsche Heer nie geschlagen worden“ und müssen von einem Helfer des „Tiger“ Clemenceau, Tardieu, die beschämenden und schmachvollen Worte hören, daß noch während der Waffenstillstandsverhandlungen im Oktober 1918 dem unbesiegten deutschen Heere die günstigsten Friedensverhandlungen als selbstverständliche Notwendigkeit gewährt werden sollte. Wer dies Buch liest, der wird in den Schilderungen der Ereignisse, dargestellt von den bedeutendsten Führern und Mittämpfern, die Tatsache bestätigt finden: Unbesiegt deutsches Heldentum tritt uns hier im Westen wie im Osten, in Italien wie in der Türkei, in Afrika wie in Asien, auf der hohen See wie im Luftmeer entgegen. Als ein klassisches Volksbuch zeichnet es uns den wackeren deutschen Soldaten als den Helden, der Taten unerhörter Größe vollbringt.

Gerade in der trostlosen Gegenwart ist es doppelt nötig, daß wir uns im Blick auf so viele, ernste, treue, stille, schlichte und doch ins rechen- und riesenhafte gehende Pflichterfüllung deutscher Art dienen lassen zur Stärkung unseres unerschütterlichen freudigen Glaubens an Deutschlands Zukunft. Gerade auch unseren Freunden draußen überm Meer und in der Zerstreuung des Auslandsdeutschtums wird dies Buch eine besondere Freude, Herzensstärkung und Genugtuung bieten, in der Erkenntnis, daß sittliche Größe, starke Selbstzucht und heiliger Opfermuth in unserem Volke nicht ausgestorben sind. **Im Felde unbesiegt!** Wir werden auch in dem großen Kulturkampf der Zukunft unbesiegt unseren Mann stellen. —

Vom Geist unserer Zeit. Von Professor Dr. Max Wundt, Jena. (Verlag J. F. Lehmann, München, S. W. 2 Paul Seyffert. 26, geheftet M. 10.—, gebunden M. 14.—).

Die idealistische Weltanschauung allein ist es, die unser Volk aus der jetzigen Not und Versuchung, aus niedrigem, gar zu oft schmutzigem Glend wieder herausführen kann. Die Knechtschaft des Mammons, die sinnliche Weltfeligkeit und alles, was damit zusammenhängt, das Streben nach einem Schlaraffenland und Himmel auf der Erde, das hat uns die Grundlage eines edlen Volkslebens und die innere Kraft von Reich und Vaterland zermüht und zum Zusammenbruch geführt. Demgegenüber ruft der bekannte Führer einer neuen Philosophenschule zur Sammlung und Bildung durch eine neue Lebenskraft. Das übersinnliche Gott und Geist und das echte innerliche im Volkstum muß wieder die Grundlage unseres Lebens werden. In feinsinnigen Ausführungen redet so der Verfasser vom Geist unserer Zeit. „Wenn der Deutsche anfängt zu sinnen, so besinnt er sich auf sich selbst.“ F.

Deutsches Kolonial-Lexikon. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schnee Gouverneur, Verlag von Quelle und Meyer in Leipzig.

Ein Dokument deutscher Kulturleistung, — allen aus Neid und Haß geborenen Verleumdungen der Feinde unseres Volkstums zum Troß! Was wir an praktischer und wissenschaftlicher Arbeit in der kurzen Spanne Zeit von einem Menschenalter in den Kolonien geleistet haben, hier ist in übersichtlicher Form eines Nachschlag-Werkes sachkundig, klar und durch ausgezeichnete Bild- wie Kartenbeigaben verdeutlicht zusammengestellt. Wo immer man Antwort sucht auf eine Frage wirtschaftlicher oder hygienischer, botanischer oder tierzuchtlicher, geographischer oder völkertundlicher, religiöser oder politischer Art, Handel und Verkehr, Verwaltung, Heerwesen, Steuer, Schule, Kirche, Mission, Pflanzungsbetriebe, Industrie, Eisenbahn und Schifffahrt, kurzum was nur Namen hat im kolonialen Arbeitsgebiet, hier finden wir sorgfältigen Bericht darüber — auch alle Schädlinge auf kolonialem Gebiete sind aufgeführt und selbst ein Mathias Erzberger nicht vergessen. An diesen und etnigen anderen Zeichen merkt man, daß das Werk in seinen wesentlichen Teilen und unbefangene durch die nachkommenden Ereignisse noch rein objektiv zusammengestellt war vor unserem unheilvollen Zusammenbruch; aber gerade dadurch wirkt es um so dokumentarischer. Aller Verleumdung des deutschen Namens drüben über dem Meer gegenüber legt das Werk ein schlichtes, aber umso lauter redendes Zeugnis ab dafür, daß trotz unserer unheilvollen politischen Unreife, Zerrahrenheit und Ideologie kein ander Volk sachlich tüchtiger, ehrlicher und treuer die koloniale Aufgabe in seinen sogenannten „Schutzgebieten“ aufgegriffen und durchgeführt hat, als wie die „verdammten“ Deutschen. Darum wird auch der koloniale Gedanke, wie er in diesem Werke pulsiert, immer wieder zum sieghaften Durchbruch kommen, allen Hemmungen zum Troß und „Einst wird kommen der Tag“, da sich bewahrheiten wird die Widmung:

„Dem deutschen Volke mit dem heißen Wunsche, daß unser Vaterland bald zu erneuter Größe wiedererstehen und seine mit so großem Erfolge begonnene Kulturarbeit über See wieder aufnehmen werde!“ F.



Unsere Kaiserin tot!

Die seit Monaten erwartete Trauerkunde zieht seit dem 11. April durch die deutschen schwer geprüften Lande: „Ihre Majestät die deutsche Kaiserin Augusta Viktoria ist an Herzschwäche gestorben“.

Wieder wie vor 111 Jahren stirbt eine deutsche fürstliche Frau an gebrochenem Herzen ob der Not und Schmach ihres heißgeliebten Vaterlandes. Als im August 1918, dank dem Verrat vor Reims, der Zusammenbruch begann, da kam aus dem nahen Wilhelmshöhe die plötzliche Kunde von schwerer Herzerkrankung der Kaiserin — nur wenige ahnten den Zusammenhang und die Bedeutung dieser beiden Tatsachen! — Es liegt eine tiefe Tragik in dem Geschick dieser edelen Frau, deren Charakterstärke und Seelennot weder auf der steilen Höhe des Fürstentrones noch in dem finsternen Tale der Demütigung und des Herzeleides versagte. Sie, die nie anderen wehe tun mochte, mußte selbst ein solch gehäuftes Maß von Weh in den letzten Jahren ihres Lebens tragen — als allzeit fürsorgende Samariterin in der gewaltigen Not des Ringens unseres deutschen Volkes und als Dulderin in eigenem Leid auf Leben und Tod, Leid der wahrlich unverdienten schänden Kränkung verblendeter Parteisucht, Leid um die Not ihrer Allernächsten, Leid auf ihrem schmerzhaften Krankenlager!

Aber getreu ihrem Gebet auf der Schwelle ihres jungen Hausglückes:

Soll's uns hart ergehen, laß uns feste stehen
Und auch in den schwersten Tagen niemals über Lasten
Denn durch Trübsal hier geht der Weg zu dir! [klagen;

Nähret eigner Schmerz irgend unser Herz,
Kümmert uns ein fremdes Leiden, o so gieb Geduld zu beiden;
Nichte unsern Sinn auf das Ende hin

— ging sie, allzeit getreu, ihren Weg! — Treu sein, das war ihre innerste Eigenart. Und wer wie wir hier in der Deutschen Kolonialschule Gelegenheit hatte, ihre Milde und bei aller echt vornehmen, königlichen Haltung,

XVII
32

Colonialschule
Witzleben

ihre durchaus schlichte Herzensgüte — sowie echt menschliche Anteilnahme an allen großen, ernsten, wie kleinen alltäglichen Fragen des Menschenlebens und deutschen Seins kennen zu lernen, der mußte sie ehren und schätzen als die deutsche Frau, im wahren, tiefsten Sinne des Wortes.

Gleich der Königin Luise ruft sie den Söhnen des Vaterlandes über das Grab hinaus zu: „Weinet dem Andenken an mich Tränen, wie ich sie dem Zusammenbruch des Vaterlandes weinte; aber begnügt euch nicht mit den Tränen! Werdet Männer, Helden! Befreit euer Volk aus der Schande und Niedrigkeit, in der es schmachtet!“ — Ja wir wissen, für die Treuen gilt die Verheißung ihres Konfirmations- und Lieblingspruches auch heute noch: „Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!“

* * *

Wir sandten von hieraus die nachstehende Drahtung:

General von Gontard, Doorn.

Zum Heimgang der kaiserlichen Frau, die ein edles Vorbild echt deutscher Frauentugend und eine Heldin in Weh und Leiden war, bittet Sie die Deutsche Kolonialschule, Seiner Majestät das Gefühl treuer Mittrauer zum Ausdruck zu bringen.

Prof. Fabarius, Direktor.

Seiner Majestät Kaiser Wilhelm, Doorn.

Euer Majestät zum Heimgang unserer geliebten Kaiserin die tiefgefühlte Anteilnahme in dankbarer Treue auszusprechen, gestattet sich die Studentenschaft der Deutschen Kolonialschule.

J. A.: Fuchs, Vortester.